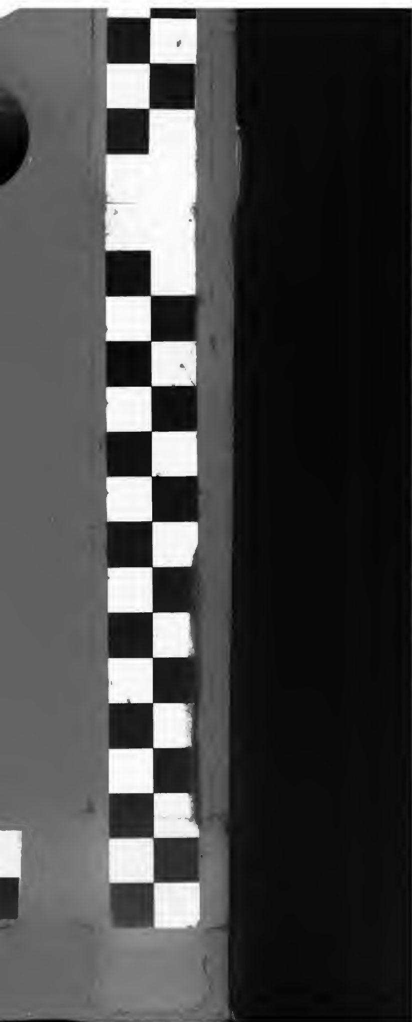
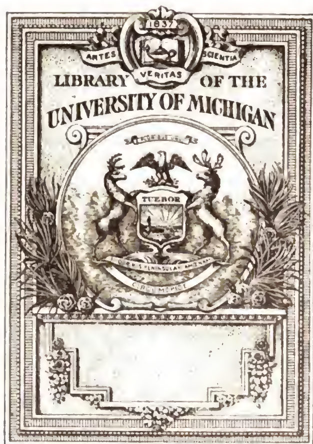
image
not
available





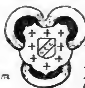

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

ALTERIVS NON SIT QVI SVVS ESSE POTEST



AVREOLVS PHILIPPVS THEOPHRASTVS BOMBAST.

AB HOHENHEIM, DICTVS PARACELSVS



Stemmate nobilium genitus PARACELSVS avorum.
Qua vetus Helvetia claret Eremus humo.
Sic oculos sic ora tulit, cum plurima longum
Discendi studio per loca fecit iter

Lustra novem et medium vixit lustro ante Lutherum
Postque duos lustro functus, Erasme, rogos.
Astra quater sena Septembris luce subivit:
Ossa Salisburga nunc cineresque jacent.

I. Tintoret ad vivum pinxit. *F. Chauveau sculpsit.*

Theophrastus Paracelsus.




Das Wissenswerteste über dessen Leben, Lehre und Schriften.

Nach seinen Schriften und den neuesten Paracelsus-Forschungen

von

P. Raymund Netzhammer, O. S. B.

Professor am erzbischöfl. Seminar in Bukarest.



Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.

Typographen des hl. Apostolischen Stuhles

Einsiedeln — Waldshut — Köln a/Rh.

1901.

Alterius non sit, qui suus esse potest.

Wahlspruch des Paracelsus.

Theophrastus Paracelsus.

Das Wissenswerteste über dessen Leben, Lehre und Schriften.

Nach seinen Schriften und den neuesten Paracelsus-Forschungen

von

P. Raymund Netzhammer, O. S. B.

Professor am erzbischöfl. Seminar in Bukarest.



Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.
Typographen des hl. Apostolischen Stuhles
Einsiedeln — Waldshut — Köln a/Rh.
1901.

Vorwort.

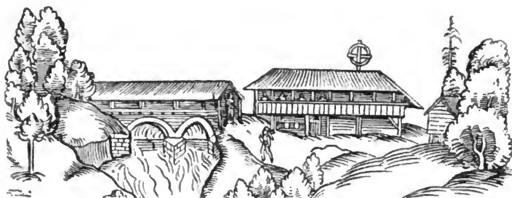
Die vorliegende Paracelsus-Skizze erschien im Vorjahr als wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Lehr- und Erziehungsanstalt des Benediktinerstiftes Maria-Einsiedeln in der Schweiz, wo der Verfasser als Lehrer der Mathematik und Chemie thätig war.

Da weder Jahresbericht noch Beilage im Buchhandel erhältlich sind, wurde von verschiedenen Seiten der Wunsch geäußert, es möchte das Programm in Buchform der Oeffentlichkeit übergeben werden. Auf Grund günstiger Beurteilung der Arbeit durch Fachkreise, und nachdem auch der berühmte Paracelsus-Forscher Sudhoff eine Buchausgabe durchaus befürwortete, ist vorliegende Veröffentlichung erfolgt. Es bot sich so zugleich der günstige Anlaß, sowohl einige, in dankenswertester Weise von Herrn Sudhoff gemachte Bemerkungen, als auch eigene in Salzburg gewonnene Anschauungen verwerten zu können. Die Reise nach Bukarest, wohin der Verfasser als Professor der Naturwissenschaften am Seminar des Herrn Erzbischofs Xaver von Hornstein berufen worden, bot Gelegenheit, jene malerisch gelegene Stadt zu besuchen, wo das interessante Leben des großen Einsiedlers seinen Abschluß fand, wo dessen Ueberreste ruhen und wo sowohl im städtischen Museum Carolino-Augusteum, als auch im Benediktinerstift St. Peter vorzügliche Paracelsus-Sammlungen unterhalten werden. Die Ausbeute war reich und anregend.

Möge dieses Büchlein als bescheidenes litterarisches Denkmal aufgefaßt werden, das Stift und Waldstatt Einsiedeln ihrem großen Bürger setzen.

Bukarest, den 21. Januar 1901.

Der Verfasser.



Teufelsbrücke und Paracelsushaus im Jahre 1577.

Einleitung.

Mit dem Leben und der Geschichte Einsiedelns steht der Etzel, ein das Hochthal der Alp und Sihl gegen Norden abschließender Höhenzug, in engster Verbindung. Mit ernstem Tannenschmuck gekrönt, erhebt sich aus der Hügelkette der Hochetzel, welcher, wie um seine Strenge zu mildern, in sanft geschwungenen Linien nach rechts den Schönboden und nach links die Enzenau aussendet, die dem Naturfreunde in ihren zahlreichen Lichtungen ein Bild größter Gegensätze vor die Augen zaubern.

Einige hundert Meter unter diesen bewaldeten Höhen breitet sich der vielbesungene Zürichsee mit der malerischen Insel Ufenau und seinen langgestreckten Ufern aus, die abwechslungsvoll mit sonnigen Dörfern und Landhäusern, mit Obstgärten und Rebgeländen besetzt sind. — Welch einen schroffen und unvermittelten Gegensatz zu diesem zarten Naturbilde bietet aber nicht der Blick landeinwärts! Majestätisch erheben sich da die gewaltigen Bergriesen: Säntis, Speer und Kurfürsten, Glärnisch und Tödi, der dreigezackte Fluhbrig, Drusberg und Biet; auch Urner- und Nidwaldnerberge schauen beim Mythen und Hacken vorbei ins Land. Vor diesen kahlen Felskolossen lagern die mäßigeren Höhen mit ihrem Reichtum an Alpen und Tannen. Zu Füßen des Etzels aber rauscht die Sihl, welche sich nach einem trägen,

schlangenartigen Laufe durch die torfreiche Hochebene in wilder Schlucht am Berge vorbeizwängt. Ein farbenprächtiges Bild mit der wirksamsten Abwechslung! Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Etzelhöhen auf die Naturfreunde Einsiedelns die größte Anziehungskraft ausüben.

Noch viel mehr als die wundervolle Aussicht ziehen den Bewohner Einsiedelns geschichtliche Erinnerungen nach dem Etzel und seinem Passe. Dort hatte Einsiedelns Gründer, der hl. Meinrad, von den Ufern des Zürichsees heraufkommend, seine erste Einsiedlerwohnung aufgeschlagen. Wie schon in uralter Zeit, so hält auch heute noch ein Kirchlein auf der Paßhöhe des Etzels das Andenken an diese Thatsache fest. Nachdem sich aber der Heilige am Etzel noch zu nahe der Welt fühlte, stieg er zur Sihl hinab, überschritt den reißenden Bergfluß und zog in den finstern Wald hinein. Hier in der Einsiedelei, in der Eremus sacra, wählte sich der Eremite [1]) seine bleibende Stätte und baute eine Zelle, die bald nach seinem Tode († 861) zu der vielbesuchten Meinradszelle und dem bekannten Wallfahrtsorte Maria-Einsiedeln wurde.

Die Großzahl der Besucher Einsiedelns, wie man ungefähr seit dem Jahre Tausend die Eremus verdeutschte, schlug gleich dem hl. Meinrad den Weg über den Etzel ein. Als die Zahl der Pilger von dieser Seite her sehr bedeutend wurde, baute Abt Gero, der zehnte Abt des Benediktinerstiftes unserer lieben Frau zu Einsiedeln, um 1120 die von den Alten als Wunderwerk angestaunte Brücke über die Sihl, die sogenannte Teufelsbrücke. In unmittelbarer Nähe dieser Brücke müssen sich schon frühe Bewohner angesiedelt haben, denn bereits in den Berichten über den alten Zürichkrieg, wo im Mai 1439 und im November 1440 am Etzel gekämpft wurde, lesen wir, daß die Banner von Uri und Unterwalden „bei den Häusern an der Sihlbrücke“ lagen,

---

[1]) Als solchen bezeichnet den heiligen Meinrad dessen ältester Lebensbeschreiber aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts: Vita sive passio venerabilis Meginrati Heremitæ. Abgedruckt in den Mon. Germ. SS. XV. 445—448.

während Schwyz und Glarus vom Etzel her gegen die Enzenau zogen, um von dort gegen das Zürichbiet vorzugehen.[1])

An eines dieser Häuser bei der vielbegangenen Teufelsbrücke und zwar an jenes, welches auf der Westseite zunächst der Brücke steht, knüpft sich der Name des berühmtesten Mannes, dem Einsiedeln „das Land der Geburt“[2]) war. Der Ueberlieferung gemäß wurde nämlich in jenem Hause am 17. Dezember 1493 Theophrastus Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus, geboren. Es war dies ein Mann, der mit ungewöhnlichem Talente ausgestattet zu den bedeutendsten Männern des 16. Jahrhunderts zählt und die Naturwissenschaften, namentlich in der Heilkunde und Chemie, wie kaum ein zweiter seiner Zeit fördern half. Obgleich Theophrastus nur die Kinderjahre im finstern Walde verbrachte, bewahrte er dennoch seiner Heimat nicht nur ein treues Andenken, sondern nannte sich schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten als Universitätsprofessor in Basel in der Einladung zu seinen Vorlesungen mit einem gewissen Stolze Eremita.[3]) Mit Eremita finden sich gleichfalls verschiedene uns handschriftlich überlieferte Abhandlungen Hohenheims unterschrieben,[4]) und seine zahlreichen Schüler und Anhänger ermangelten nicht, ihren großen Meister mit dem Titel Eremi Eremita[5]) zu ehren, auch Erasmus von Rotterdam schickt dem Paracelsus

---

[1]) Vgl. Geschichte der Höfe Wollerau und Pfäffikon von P. Johann Baptist Müller, in den Mitteilungen des hist. Vereins des Kt. Schwyz. Einsiedeln 1883. S. 166 ff.

[2]) 4°—Ausg. II. S. 147. — Auf diese Weise citieren wir jeweilen Husers zehnteilige Quartausgabe der Bücher und Schriften des Paracelsus, Basel 1589—1591, während mit „Chir. Bücher und Schriften“ Husers Folioausgabe der Chirurgischen Bücher und Schriften des Paracelsus, Straßburg 1605, bezeichnet wird. Für einige Stellen wird auch Husers zweibändige Folioausgabe, Straßburg 1603, citiert.

[3]) 4°—Ausg. VII. am Anfang. — Lateinische Paracelsus-Ausgabe von Bitiskius. Genf 1658. Vol. I. p. 704; Vol. II. p. 143.

[4]) Vgl. Sudhoff, Paracelsus-Handschriften. Berlin 1899. S. 237.

[5]) 4°—Ausg. II. S. 2. — An der schwülstigen Titulatur, welche sich hier und in den meisten andern Teilen von Husers Ausgabe findet, ist Paracelsus

einen Brief unter der Aufschrift: „Doctori Theophrasto Eremitæ." [1]) Theophrastus schämte sich auch dann seiner Heimat nicht, wenn ihn Gegner, auf den finstern Wald und die dortige Wallfahrt anspielend, mit dem Spottnamen „Peregrinus" und „Waldesel von Einsiedeln" [2]) begeiferten, sondern führt vielmehr diese Titulatur mit aller Offenheit in seinen Schriften an; er entschuldigt höchstens seine ländliche Sprache und Sitten mit der Rauheit des Tannzapfenlandes, in dem er geboren wurde. [3])

Das Bild dieses auf das Land seiner Geburt so stolzen Mannes soll in den folgenden Blättern nach dessen Schriften und den neuesten Forschungen in scharf umrissenen Zügen lebensgetreu gezeichnet werden, damit es der nebelhaften Verschwommenheit entkleidet wird, in welchem man vielfach den berühmten Arzt und Chemiker betrachtet.

1. Die Eltern.

Neben der Teufelsbrücke ließ sich der Vater des Paracelsus, Wilhelm Bombast von Hohenheim, der unter Abt Konrad von Hohenrechberg nach Einsiedeln kam, nieder und besorgte von dort aus als praktischer Arzt die Kranken der Gegend. Wilhelm von Hohenheim war nicht etwa ein zur Zunft der Bader und Barbiere gehörender Kurpfuscher, sondern wird als ein auf hohen Schulen gebildeter Arzt gerühmt, der sich den Grad eines Licentiaten der Medizin erwarb, wie eine öffentliche, gutbeglaubigte Urkunde beweist. [4])

---

durchaus unschuldig; dafür sind einzig die Paracelsisten verantwortlich, welche nach und nach die Titulatur ausbildeten: Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Hohenheimensis: Svevorum ex Panægyris Nobilium Arpinas: Confœderatorum Eremi Eremita: Philosophus Paradoxus: Mysteriarcha: Artium Magister: Medicinarum Professor: Musarum Mechanicarum Trismegistus Germanus.

[1]) 4°—Ausg. III. S. 340.

[2]) 4°—Ausg. II. S. 18.

[3]) 4°—Ausg. II. S. 183; Chir. Bücher und Schriften S. 56.

[4]) Vgl. Anhang. Urkunde der Stadt Villach.

Ueber die Herkunft von Theophrasts Vater giebt uns einer der ersten und eifrigsten Paracelsisten, Michael Toxites, Arzt in Straßburg, den notwendigsten Aufschluß.[1]) Er berichtet nämlich im Jahre 1574, der hochwürdigste Fürst und Herr Georg (ein Bombast von Hohenheim), Meister der Johanniter zu Heitersheim im Breisgau, habe vor ehrlichen Leuten vom Adel erklärt, Wilhelm sei seines Vaters Bruders Sohn gewesen, jedoch außerhalb der Ehe geboren. Es kommt also Theophrastus Paracelsus, so bemerkt Toxites weiter, von dem adeligen hohen Stamme der Bombaste von Hohenheim. — An der Abstammung des Paracelsus von den Bombast von Hohenheim kann kaum gezweifelt werden, denn es ist unwiderlegliche Thatsache, daß der Vater in einem amtlichen Aktenstücke vier Jahre nach seinem Tode als Wilhelm Bombast von Hohenheim bezeichnet wird, und daß sich auch dessen Sohn zuweilen mit dem vollen Namen Bombast von Hohenheim unterschreibt, wie z. B. in einem noch in Original vorhandenen Brief an einen Amerbach in Basel. Wir teilen gleich hier die faksimilierte Unterschrift mit:

Ebenso wird Theophrastus von andern, welche sich einläßlich mit ihm beschäftigten und auf Quellen zurückgingen, schon frühe in Druckwerken Bombast von Hohenheim genannt.

Der Stammsitz der von Hohenheim liegt ungefähr acht Kilometer südöstlich von Stuttgart, wo in der Nähe des Dorfes Plieningen das Schloß Hohenheim steht, das zu den ältesten Lehen

---

[1]) Vgl. Anhang. Vorrede des Toxites. Gegen die von Toxites berichtete außereheliche Geburt des Vaters Wilhelm spricht allerdings, daß Vater und Sohn das gleiche Wappen führten, was nach damaligem Recht und Uebung unstatthaft gewesen wäre. — Daß man einmal aus diesem Wilhelm Bombast von Hohenheim einen Höhener von Gais im Appenzell machen wollte, ist eine widerlegte Fabel, welche kaum noch der Erwähnung verdient.

der eigentlichen Grafschaft Wirtenberg gehörte. Hohenheim darf übrigens nicht als Familienname, sondern muß als Name des Lehens aufgefaßt werden, als welcher er zum Familiennamen der Lehensleute, welche Bombast hießen, hinzukam. [1]) Urkundlich können die Bombaste von Hohenheim bis 1270 zurückverfolgt werden, denn am 14. August 1270 macht ein „Konrad von Hohenheim, genannt Bambast," eine Vergabung an das Kloster Herren-Alb und 1272 erscheint derselbe Konrad nochmals in zwei Urkunden, wo er mit dem Familiennamen Banbast aufgeführt wird. [2]) Aus einem jener Aktenstücke geht aber auch hervor, daß dieser Konrad noch kein eigenes Siegel besaß, weshalb die Urkunde der Vergabung von einem als Zeuge auftretenden Dekan gesiegelt wird.

Der bei der Teufelsbrücke als Arzt niedergelassene Wilhelm Bombast von Hohenheim hatte sich mit einer „Gotteshausfrau des Gotteshauses unserer lieben Frau zu Einsiedeln" oder, um die Worte des Textes anzuführen, „mit einer ehrlichen Person, dem Abt daselbst Oberkeit halben zugehörig" verheiratet. Diese Thatsache, daß Theophrasts Mutter eine Gotteshausfrau war, ist uns verbürgt in einer Quittung, welche ein nach dem Tode des Paracelsus nach Salzburg abgesandter Peter Wessener für den bezogenen Erbteil ausstellte. Dieses wichtige Schriftstück [3]) wird uns gegen Ende unserer Abhandlung noch beschäftigen, wo auch nachgewiesen werden soll, daß man seit 1658 irrtümlicherweise, wegen der unrichtigen Uebersetzung des Wortes Gotteshaus in nosocomium und xenodochium, aus der Mutter des Theophrastus eine Vorsteherin eines Spitals in Einsiedeln gemacht hat.

Mit guten Gründen darf man annehmen, daß die Mutter des Paracelsus aus dem alten Einsiedler Geschlechte der Ochsner

---

[1]) Es gab z. B. auch Bombaste von Riet.

[2]) Diese Urkunden sind mitgeteilt in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1. B. Karlsruhe 1850. Seite 372, 379 und 381. — Der Name hat also mit Bombast im Sinne von „Wortschwall" nichts zu thun.

[3]) Mitgeteilt im Anhang.

stammte.[1]) Ein prächtiges auf Holz gemaltes Oelbild des Wilhelm von Hohenheim nämlich, das heute noch das Museum Carolino-Augusteum in Salzburg besitzt, berechtigt zu diesem Schlusse. Jenes Porträt, von dem wir (Seite 17) eine getreue Reproduktion bieten, zeigt des Paracelsus Vater in Halbfigur neben einem offenen Fenster an einem Tischchen sitzend, auf welches er die Hände legt. Die weit geöffneten Augen verraten einen ruhigen Blick, und der Ausdruck des fein geschnittenen Kopfes ist sehr gewinnend. Das Fenster gewährt einen Ausblick auf ein unbestimmt gehaltenes Gehölz, durch welches sich ein schmaler, von einem Reiter mit Hund und Fußgänger belebter Weg zieht.[2]) Ueber dem mit einer Calotte bedeckten Haupte steht auf der Rückwand als Entstehungszeit des Oelgemäldes die Jahreszahl 1491,

[1]) Herr Alt-Kanzleidirektor Joh. Bapt. Kälin in Schwyz sprach diese Ansicht zuerst aus in den Mitteilungen des hist. Vereins des Kantons Schwyz. Einsiedeln 1895. S. 39.

[2]) Vgl. Aberle, Grabdenkmal, Schädel und Abbildungen des Theophrastus Paracelsus. Salzburg 1891. S. 36 ff. — Aberle glaubte in der Landschaft hart am Wege neben dem Reiter ein Mühlrad zu sehen und schloß daraus auf eine Mühle an der Teufelsbrücke. Zur genauern Orientierung in dieser Sache ließ der historische Verein des Kantons Schwyz das Oelbild nach Einsiedeln kommen und durch die Firma Benziger & Co. eine getreue Reproduktion herstellen, welche den Mitteilungen des Vereins, 8. Heft 1895, beigegeben wurde. Obschon der zum Bilde gehörige Text des Heftes (S. 9 und S. 37) von einer schwach sichtbaren Mühle spricht, zeigt Benzigers Nachbildung doch keine Spur einer Mühle, denn das von Aberle gesehene Mühlrad ist durch einen Holzstoß ersetzt. Nachdem zudem noch Herr Stiftsarchivar P. Odilo Ringholz in Urkunden und Urbarien bei der Teufelsbrücke keine Mühle (diese hätte unbedingt zu den Regalien des Klosters gehört) entdecken konnte, bezweifelten wir stark das Vorhandensein eines Mühlrades auf dem Original. Auf eine diesbezügliche Anfrage beim Museum Carolino-Augusteum in Salzburg antwortete in zuvorkommendster Weise Herr Museumsdirektor Dr. Petter, er hälte Benzigers Reproduktion für richtig und sei überhaupt nie recht mit Aberles Ansicht einverstanden gewesen. Der Güte des Herrn Direktors verdankten wir bald nach diesem Schreiben mehrere photographische Aufnahmen, sowohl des ganzen Bildes, als auch der Landschaft allein, woraus wir mit aller Bestimmtheit ersahen, daß es sich hier durchaus nicht um ein Mühlrad handeln kann. — Bei unserm Besuche des Salzburger Museums im September 1900 sahen wir das hübsche Oelbild und fanden unsere frühern Ansichten vollständig bestätigt.

während ein Band das Alter des im Bilde Dargestellten auf 34 Jahre angiebt. Rechts in die obere Ecke ist das Wappen der Hohenheime, drei Kugeln auf dem Schrägbalken des Schildes, gemalt. In die gegenüberliegende linke Ecke ließ offenbar der Bräutigam, denn die rote Nelke in der Hand bezeichnet Hohenheim als solchen, das Wappen seiner Braut setzen, einen Stierkopf ohne Nasenring, das seit alter Zeit gebräuchliche Wappensiegel der Ochsner [1]) in Einsiedeln. — Diese Ansicht wird ferner gestützt durch den nicht zu unterschätzenden Umstand, daß laut Rodel der St. Meinradsbruderschaft in Einsiedeln (gegründet 1470) um 1480 ein Rudi Ochsner an der Sihlbrücke (Teufelsbrücke) lebte, [2]) der möglicherweise der Vater von Theophrasts Mutter war. Wir werden zudem später noch erfahren, daß das Geschlecht der Wessener, zu welchem Paracelsus auch in naher Verwandtschaft stand, in unmittelbarer Nähe der Sihlbrücke Güter besaß.

2. Am Etzel.

Man hat nun allerdings die alte Tradition, nach welcher Paracelsus bei der Teufelsbrücke geboren sein soll, verlassen und die Familie Hohenheim aus „dem abgelegenen Thale der Sihl" in den Flecken Einsiedeln selbst verlegen wollen, [3]) weil

[1]) Das Stiftsarchiv Einsiedeln (A. YM. 9 und 16) besitzt eine Anzahl Urkunden, welche ein Jakob Ochsner 1601 und die folgenden Jahre gesiegelt hat. Auf dem Wappen findet sich der Ochsenkopf und darüber ein Kreuz mit halbem Querbalken, offenbar zum Unterschiede vom Wappen der Oechsli, welche zum Ochsenkopf noch zwei Blätter zugeben. Vor uns liegt z. B. das Siegel eines Konrad Oechsli vom Jahre 1566. (Stiftsarchiv, A. TM. 7.)

[2]) Die Eintragung lautet: „Ruödi Ochsner an der Sylbrugg und Els Schärerin sin husfrauw." — Im Urbar von Einsiedeln 1501 begegnet uns ebenfalls unter dem Titel Etzel „rudi Ochsner". Das Geschlecht der Ochsner war im 16. Jahrhundert am Etzel sehr zahlreich. — Ochsner erscheinen schon im Klagrodel 1311. Vgl. P. Odilo Ringholz, Geschichte des Benediktinerstiftes Einsiedeln unter Abt Johannes I. von Schwanden 1298—1327. Einsiedeln 1888. S. 178 und 223 f.

[3]) Vgl. Mitteilungen des hist. Vereins des Kantons Schwyz, 8. Heft. Einsiedeln 1895. S. 38 f.

man so dem praktizierenden Arzte bequem eine ausgiebige Berufsthätigkeit in dem von Pilgern vielbesuchten Wallfahrtsorte und dem dort seit 1353 bestehenden Pilgerspitale zuweisen zu können glaubte. Einige Wahrscheinlichkeit hiefür gewann man auch durch die, wie bereits bemerkt, nachweisbar unrichtige Annahme, Theophrasts Mutter sei Vorsteherin des genannten Krankenhauses gewesen.

Wir sind entschieden der Ansicht, an der alten Ueberlieferung festhalten zu müssen und finden stichhaltige Gründe dafür, daß ein Arzt am Etzel und zwar gerade bei der Teufelsbrücke Wohnung und Beschäftigung gesucht haben kann. Seitdem die großen Pilgermassen, man rechnet jährlich 200000 Wallfahrer, von Wädensweil, Pfäffikon und Goldau her mit der Eisenbahn nach Maria Einsiedeln geführt werden, und nachdem infolgedessen die Einsiedler Bevölkerung mehr nach dem Rabenneste,[1] durch welches die Züge in das Hochthal einfahren, ausspäht, als nach den alten Pilgerwegen, ist man gewohnt, Teufelsbrücke und Etzel als vom Hauptorte abgelegen zu betrachten. Zu Hohenheims Zeiten aber waren Etzelpaß und Sihlbrücke mit der Meinradszelle auf das engste verwachsen, dorthin richteten sich aller Blicke der Waldstatt, denn alle Pilger, welche aus Oesterreich, Bayern, Württemberg, Baden, Elsaß, Lothringen und aus einem großen Teile der Schweiz nach der Eremus sacra kamen, überschritten die Sihl auf der Teufelsbrücke, welche damals die einzig sichere Brücke über diesen wilden Bergfluß in der Nähe von Einsiedeln war, von wo ein guter Weg nach dem finstern Walde führte.[2] Die Pilger, welche meistens den

---

[1]) Besteht wohl ein Zusammenhang zwischen dem Einsiedler „Rabennest" und dem „altus nidus", wo der Heidelberger Professor Erastus (1524—1583) unsern Paracelsus geboren werden läßt?

[2]) Es wird zwar schon im alten Zürichkrieg eine Brücke über die Sihl bei Schindellegi erwähnt, welche 1440 in Brand gesteckt wurde (vgl. Fründs Chronik, ed. Kind, S. 66); von dort führte jedoch keine „Straße" nach Einsiedeln, denn erst 1570 verdingte Abt Adam die Arbeiten für eine neu anzulegende Straße zum Schnabelsberg.

Zürichsee heraufsuhren, stiegen in Richtersweil und Bäch oder dann in Pfäffikon aus; [1]) während die erstern einen Weg über Feusisberg und die Enzenau [2]) nach der Sihlbrücke finden konnten, schlugen die andern dorthin die vielbegangene Etzelstraße ein, die auch von allen jenen Wallfahrern benützt wurde, welche die von Rapperswyl nach Hurden führende hölzerne Brücke über den Zürichsee (erbaut „der armen Pilger wegen" 1358) passierten. Obgleich dieser Weg über den Etzel Straße genannt wird, so hat man sich doch darunter nur einen sog. Säumerweg vorzustellen, der an den steilen Stellen mit „Brügeln" besetzt war und nur so unterhalten werden mußte, daß ihn jedermann zu Roß und Fuß wandeln konnte. [3]) Wird man hiebei nicht unwillkürlich an die Landschaft im Oelbilde Wilhelms von Hohenheim erinnert?

Unsere Behauptungen stützen sich jedoch nicht nur auf archivalisches Material des Stiftsarchivs Einsiedeln, sondern finden auch ihre Bestätigung durch den in der Wickiana [4]) der Zürcher

---

[1]) Vgl. Ringholz, P. Odilo, Wallfahrtsgeschichte Unserer Lieben Frau von Einsiedeln. Freiburg 1896. S. 239 ff. Die Pilgerwege. — Geschichte der Höfe, Wollerau und Pfäffikon S. 194 f.

[2]) Von der Teufelsbrücke führte ein Karrweg auf die Enzenau, wo er sich teilte, einerseits nach Schindellegi und anderseits nach Feusisberg, Lugeten, Thal und Altendorf.

[3]) 1527 verspricht der Inhaber der Etzelschweig die Brügel „drei Achshälm lang" zu hauen. — Das Aktenmaterial für die Enzenau- und Etzelstraße ist im Güterbeschrieb der Stiftsstatthalterei (Manuskript) zusammengestellt.

[4]) Vgl. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich. Zürich 1895. Dort beschreibt Ricarda Huch die Wick'sche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus den Jahren 1560—1587. Die Sammlung umfaßt 23 Quart- und Foliobände. Das alte Einsiedeln ist dem 15. Band, welcher das Jahr 1577 umfaßt, entnommen. Der Holzschnitt wurde nach dem großen Brande 1577 gezeichnet. Weil das stark grün und dunkelrot übermalte Bild eingebunden und an einigen Stellen gebrochen ist, konnte für unsern Zweck an eine nach photographischen Aufnahmen gefertigte Reproduktion nicht gedacht werden. Wir geben deshalb den Holzschnitt nach einem durch die Verlagsanstalt Benziger & Co. hergestellten Faksimile des Originals. — Das Original ist 42 cm breit und 32 cm hoch.



Wilhelm Bombast von Hohenheim, Vater des Paracelsus.

Stadtbibliothek erhaltenen Holzschnitt von Einsiedeln mit Umgebung aus dem Jahre 1577 (siehe Einschaltbild), der für unsern Zweck von hervorragender Bedeutung ist. Wenn auch die Gesetze der Perspektive dem Zeichner so sehr abgehen, daß der, eine gute Wegstunde von Einsiedeln entfernte Etzel, zu Kloster und Dorf in unmittelbare Nähe gerückt ist, so müssen doch die vielen Einzelheiten auffallen, mit welchen der Vordergrund, die St. Meinradskapelle und das dabei stehende Wirtshaus abgebildet ist. Mit einer gewissen Naturtreue ist die steile Etzelstraße wiedergegeben, auf der die Pilger mit ihren langen Stöcken zur Kapelle steigen. Der kleine Gatter des Pilgerweges über Schwendi nach Altendorf ist ebensowenig vergessen als die gedeckte Halle oder Gruebi neben dem Etzelwirtshaus. Der Weg führt von hier im Gegensatz zu dem heutigen direkt über die Schweigwies vorwärts und von dort offenbar dem heute noch bekannten Fußwege nach zur Teufelsbrücke, auf welche auch der von der Enzenau herkommende breitere Weg (Karrweg) einmündet. Nach der Brücke biegt die Straße rechts um und zieht sich am Galgen, dem dortigen Kapellchen und der Richtstätte vorbei der Wallfahrtskirche zu.

Rechts neben der gewölbten, massiv gebauten Teufelsbrücke steht, wie wir in dem bereits erwähnten Einschaltbilde sehen, hart an derselben ein großes, stilvolles Bauernhaus mit einer die ganze Länge des Holzgebäudes zierenden, von drei Personen belebten Laube. Dort ist der Ueberlieferung gemäß Theophrastus geboren, und somit haben wir hier die älteste Abbildung des Paracelsushauses, worauf unseres Wissens bis jetzt noch nie hingewiesen wurde. [1]) Das auf den Dachfirst gesteckte Rad besagt aller Wahrscheinlichkeit nach, daß das Haus eine Wirtschaft ist, aber eine solche, in welcher nicht beständig, sondern nur zeitweilig Wein ausgeschenkt werden durfte, nämlich nur dann, wenn, wie bei großem Pilgerverkehr das Rädchen herausgehängt wurde. [2])

---

[1]) Der Neue Einsiedler Kalender Jahrgang 1893 versetzt in einer Illustration das Paracelsushaus (ein Phantasiebild) zu weit südlich von der Brücke.

[2]) Genau dasselbe Zeichen findet sich auf einem Holzschnitt zum Leben des hl. Meinrad in der Heiligenlegende des Seb. Brant 1502, Blatt CXXIX,

Daß diese auf dem Bilde von 1577 mit sichtlicher Vorliebe behandelte Rädlewirtschaft bei der Teufelsbrücke Theophrasts Vaterhaus gewesen sein kann, ergiebt sich auch aus der centralen Lage des Hauses, welche für einen Einsiedler Arzt damaliger Zeit von großer Wichtigkeit sein mußte. Wenn auch schon beim ausgehenden Mittelalter der Pilgerandrang groß war, so beschränkte er sich doch meistens auf bestimmte Tage und Festwochen, wie vorzugsweise der Engelweihe, und verteilte sich wegen des rauhen Klimas des Wallfahrtsortes auf höchstens vier und einen halben Monat. Konnte sich damals ein Arzt während der Pilgerzeit in seinem ärztlichen Berufe im Flecken Einsiedeln beschäftigten, so mußte es ihm doch für den übrigen größern Teil des Jahres angenehm sein, außer dem, zur Zeit des alten Hohenheim kaum 1500 Einwohner zählenden Bezirk Einsiedeln, [1]) auch von andern größern Ortschaften nicht allzufern zu wohnen. Von der Teufelsbrücke aber führten gut betretene Wege in die March und Höfe, wo das Unterdorf Pfäffikon mit seinen 22 Häusern, mit seinem Schloß, seinen Badstuben und vier Wirtshäusern die bedeutendste Ortschaft war. Auch Rapperswil, wohin jeden Mittwoch March und Höfe ihre Landesprodukte zu Markte brachten, war von der Teufelsbrücke in weniger als zwei Stunden zu erreichen. [2]) — Daß Wilhelm von Hohenheim vor solchen leichten Märschen nicht zurückschreckte und sich überhaupt nicht an die Stube und ihren Ofen fesseln ließ, dürfen wir schon aus der Wanderlust des Sohnes schließen, der diese nicht zum mindesten auf seinen Vater zurückführt, wenn er schreibt: „nec parens immobilem Theophrastum genuit.“ [3])

Wir dürfen wohl mutmaßen, daß Wilhelm von Hohenheim

---

wo es die Wirtschaft bedeutet, in welcher die Mörder des Heiligen sitzen. — Ueber die Rädlewirtschaften in Lindau vgl. Boulan, Lindau vor Altem und Jetzt, Lindau 1870. S. 427 ff. Kehrte einer in vielen Rädlewirtschaften ein, so konnte er auch „ein Rädle zu viel“ bekommen!

[1]) Vgl. Ringholz, Wallfahrtsgeschichte S. 47.

[2]) Vgl. Geschichte der Höfe Wollerau und Pfäffikon S. 194 ff.

[3]) 4°—Ausg. V. S. 320.

in das Haus des Ochsner an der Sihlbrücke gezogen ist, nachdem er dessen Tochter 1491 oder 1492 geheiratet hatte. Nach dem alten Einsiedlerbild vom Jahre 1577 war das Haus neben der Brücke groß genug, um zwei oder drei Familien bequem Obdach zu bieten, denn es war jedenfalls ein im Stil der heute noch bestehenden Doppelhäuser gebautes Bauernhaus, in welchem der Teil rechts das „Rädle" trug.

Der Ehe Hohenheims entsproßte ein einziges Kind, unser Paracelsus, der als alleiniger Sohn und Erbe nach dem Tode seines Vaters aufgeführt wird. Das Söhnchen scheint auf den Namen Philippus Theophrastus getauft worden zu sein; während uns aber Philippus zu Lebzeiten des Paracelsus nie, sondern erst auf dem Epitaph seines Grabdenkmals in Salzburg erscheint, weist er selbst wiederholt auf seinen „Taufnamen Theophrastus" hin, den er „billiger Weise Art und Taufs halber" trage. [1]) Er war stolz auf diesen Namen und glaubte ihn gewiß deshalb „Arts halber" zu tragen, weil Aristoteles seinen besten Schüler, den Philosophen und Naturkundigen Tirtamos von Eresos, Theophrastus nannte; es soll aber damit keineswegs gesagt sein, daß unser Theophrastus mit der Lehre seines alten griechischen Namensvetters einverstanden war, im Gegenteil bekämpfte er diesen so gut wie den Meister Aristoteles und stellt sich selbstbewußt dem „Tirthemius" Theophrastus als „Aureolus" Theophrastus gegenüber. [2]) Wie viel Paracelsus auf seinen Namen hielt, ergiebt sich auch aus der Thatsache, daß er geradezu wütend werden konnte, wenn ihm die Feinde „wie Diebe und Schälke den Theophrastus rauben und daraus Cacophrastus machen wollten"; in ungekünstelter Uebersetzung und derbster Form schleuderte er, wie wir noch sehen werden, diesen κακός auf seine Widersacher zurück. [3])

Obschon Theophrasts Vater ein vornehmer, gelehrter Arzt

---

[1]) 4°—Ausg. II. S. 9.

[2]) 4°—Ausg. II. S. 25. Chirg. Bücher und Schriften. S. 213. — Vgl. Paracelsus-Handschriften S. 645.

[3]) 4°—Ausg. II. S. 10; V. S. 133 f. 165.

war, der über eine gute Bibliothek verfügt haben soll, erhielt der kleine Hohenheim dennoch eine ländlich bäuerische, echt einsiedlerische Erziehung, die aus ihm einen geraden und offenen, aber eben keinen „subtilen Gesellen“ machte, wie wir später aus seinem eigenen Munde vernehmen werden.[1] Daß der gebildete Vater seinem Sohne den ersten Unterricht gegeben haben wird, ist wohl bei den damaligen Verhältnissen selbstverständlich. Wenn man aber gesagt hat, es werde nebst dem gewöhnlichen Unterrichte im notwendigsten Latein Botanisieren das erste gewesen sein, was den lernbegierigen Knaben in Anspruch nahm, so dürfen wir eine derartige Beschäftigung Theophrasts in Einsiedeln, das ja allerdings mit seiner eigenartigen Pflanzeninsel im Schachen und Roblosen botanisch höchst merkwürdig ist, kaum annehmen, weil derselbe 1502 als neunjähriger Knabe mit seinem Vater Einsiedeln verließ und nach Kärnten zog, wo Wilhelm von Hohenheim 32 Jahre in der Stadt Villach als Arzt wirkte.[2] Ob sich dieser als Fremder (aus Schwaben) in Einsiedeln nicht heimisch gefühlt, oder ob ihn andere Gründe zum Wegzug aus der Waldstatt veranlaßt, wissen wir nicht; im Hochthale aber erhielt sich beständig das Andenken an dessen großen Sohn, der bald zu einer Berühmtheit wurde. Wie aus verschiedenen Reiseberichten hervorgeht, zeigte man gerne den über den Etzel kommenden Fremden das schmucke, mit dem Bilde Theophrasts gezierte Paracelsushaus an der Teufelsbrücke, das im malerischen Stil der schwyzerischen Bauernhäuser gebaut war,[3]

[1] 4°—Ausg. II. S. 183.

[2] 4°—Ausg. II. S. 147. Vgl. auch im Anhang die Urkunde der Stadt Villach.

[3] Vgl. Murr, Neues Journal zur Litteratur- und Kunstgeschichte, Leipzig 1799. S. 181. — Locher, Theophr. Paracelsus, der Luther der Medizin, Zürich 1851. S. 17. — Aberle, l. c. S. 23. — P. Gall Morel in Lütolf, Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten, Luzern 1865. S. 229 f. Man findet dort auch Litteratur über Paracelsus-Sagen. — Vgl. Alte und Neue Welt, 5. Jahrgang. Einsiedeln 1871. S. 344, wo dem Artikel: „Ein Landsmann der Alten und Neuen Welt“ von Dr. Matzner ein nach unserer Radierung (S. 37) gefertigter Holzschnitt beigegeben ist. — Thomas Faß-

wie wir nach dem Bilde (Radierung) der Teufelsbrücke und des Paracelsushauses (siehe Seite 37) aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schließen dürfen. Dieses Haus wurde 1814 wegen Baufälligkeit niedergelegt und an gleicher Stelle ein neues (früher Grätzerhof, heute Gasthaus zur Krone) gebaut (vergl. Abbildung Seite 49), das aber, leider schon etwas modernisiert, die charakteristischen Lauben und Klebdächer der Schwyzerhäuser nicht mehr besitzt.

3. Theophrasts Lehrer.

Theophrastus muß sich schon in ganz jungen Jahren mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, den Beruf des Vaters zu ergreifen. Er begnügte sich aber dabei ebensowenig wie sein Vater mit dem einfachen Wissen eines gewöhnlichen ärztlichen Praktikanten, sondern vertiefte sich sehr frühe in die von damaligen Philosophen und Alchimisten viel gepflogenen Geheimwissenschaften. Anläßlich der Behandlung der „Tinkturen, die das Blut im Menschen regieren, erneuern und erjüngen", weist Paracelsus später selbst auf diesen Bildungsgang hin, wenn er schreibt: „Von Kindheit auf habe ich diese Dinge getrieben und von guten Unterrichtern gelernet, die in der adepta Philosophia die ergründetsten waren und den Künsten mächtig nachgründeten." [1]) Bei dieser Gelegenheit ermangelt Theophrastus auch nicht, in dankbarer Erinnerung die Namen seiner Lehrer in den angedeuteten Wissenszweigen namhaft zu machen, wobei er pietätsvoll an erster Stelle des Vaters gedenkt. Die betreffende Stelle lautet: „Zu diesen meinen guten Unterrichtern gehörte erstlich Wilhelmus von Hohenheim, mein Vater, der mich nie verlassen hat. Demnach und

---

bind, Religionsgeschichte des Kt. Schwyz 1807, 6. B. (Manuskript im Stiftsarchiv Einsiedeln) bringt zwischen Blatt 333 und 334 eine Handzeichnung, worauf der Etzelberg, die Teufelsbrücke und „das Haus, wo doctor Faust paraphrastes Celsus (!) geboren" abgebildet werden. Auf Blatt 333 steht: „Selbst der berüchtigte Paraphrastes celsus soll 1493 zu Einsiedeln geboren und erzogen worden sein, in dem ob der Steinbrugg am Etzelberg anno 1795 noch stehenden Haus." Vgl. auch 5. B. Blatt 178.

[1]) Chirg. Bücher und Schr. S. 101 f.

mitsamt ihm eine große Zahl, die nicht wohl zu nennen ist und mitsamt vielerlei Geschriften der Alten und der Neuen, welche von etlichen herkommen, die sich sehr abgemüht haben, als: Bischof Scheyt von Stettgach, Bischof Erhart und Vorfahren von Lavantall, Bischof Nikolaus von Yppon, Bischof Matthäus von Schacht, Suffraganeus von Phrysingen. Und viel Aebt als von Sponheim und dergleichen mehr, und viele unter den anderen Doktoren und dergleichen. Auch so ist mir eine große Erfahrung geschehen in vieler langer Zeit durch die Alchimisten, die in solchen Künsten gesucht als nämlich der edel und fest Sigmund Füger von Schwatz mitsamt einer Anzahl seiner gehaltenen Laboranten."

Als eine Merkwürdigkeit muß hier auffallen, daß unter diesen mit Namen aufgeführten Lehrmeistern, von welchen einige persönlich, andere aber nur durch Schriften den jungen Hohenheim unterrichtet haben, so viele geistliche Würdenträger genannt sind. Bei diesen Bischöfen und Aebten hat er sich kaum ein anderes Wissen, als das in der Religionswissenschaft und in der Philosophie geholt. Durch den Abt von Sponheim, den allseitig gebildeten Johannes Trithemius (1462—1516), konnte er sich allerdings vollständig über den Stand der damaligen Wissenschaft unterrichten lassen, denn dieser wahrhaft große Gelehrte verband mit gründlichen Kenntnissen in Geschichte und Humanistik ebenso große in der Naturkunde. Trithemius wurde zweifellos maßgebend für die ganze Geistesrichtung Hohenheims. Einmal scheint er von diesem berühmten Benediktinerabt, der nicht nur in seinen theologischen und asketischen Abhandlungen das Zurückgehen auf die hl. Schrift immer wieder betont, sondern auch von seinen Mönchen und Freunden das Studium derselben verlangt, eine große Liebe und Hochachtung vor den hl. Büchern empfangen zu haben; Theophrastus citiert dieselben sehr häufig in seinen philosophischen, medizinischen und theologischen Werken. Dann ererbte er aber auch etwas von des großen Meisters ungezügeltem Hang nach Geheimwissenschaften, die Trithemius durch seine mystische Chronologie und namentlich durch seine Polygraphie und Steganographie bedeutend

bereicherte, in welcher er nicht nur viele Geheimschriften erklärte, sondern auch die Kunst lehren wollte, Sprachen in wenigen Stunden vollständig erlernen und die Gedanken unmittelbar ohne Worte, ohne Schrift und ohne Boten mitteilen zu können. Diese Bücher brachten den gelehrten Abt in den Ruf eines Zauberers, wovor ihn auch der Umstand nicht schützte, daß er den Hexenglauben und die Irrtümer der Astrologen und goldkochenden Alchimisten verwarf.[1]) Wenn sich auch Hohenheim ähnlich wie sein Meister vor den genannten Irrtümern und Albernheiten bewahrte, so blieb ihm doch dessen Haschen nach dem geheimnisvoll Dunkeln und überhaupt nach dem Mysticismus auf allen Gebieten nach dem Muster der Neuplatoniker.

Unter den Unterrichtern erscheint auch Sigmund Füger mitsamt einer Anzahl seiner Laboranten, bei welchen sich Hohenheim während langer Zeit aufhielt. Dieser Sigmund Füger gehörte der Familie Füger von Friedberg an, welche in Schwatz einen Teil der dortigen Silberbergwerke betrieb.[2]) Die Zeit, während welcher sich Theophrastus in den Laboratorien des Bergwerkes aufhielt, läßt sich nicht genau ermitteln, muß aber sicher zwischen 1510 und 1520 angesetzt werden. Dieser Aufenthalt bei den Hüttenarbeitern, den vielen Scheidekünstlern und Alchimisten mußte notwendig für Hohenheim von großer Bedeutung werden; in der That begründeten seine dortigen Arbeiten und Forschungen nicht zum geringsten Teil seinen spätern Erfolg und Ruf. Der wißbegierige Jüngling konnte sich hier nicht nur in den verschiedenen Zweigen der Metallurgie unterrichten, sondern hatte mit Fügers Laboranten noch Gelegenheit genug, sich dem Studium der Alchimie zu widmen, deren Hauptbestreben seit Jahrhunderten darin bestand, den Stein der Weisen zu finden, das heißt, auf chemischem Wege jenes Präparat darzustellen, das in seiner höchsten

---

[1]) Vgl. Silbernagel, Johannes Trithemius. Landshut 1868. S. 96 ff.

[2]) Die Familie Füger ist nicht zu verwechseln mit den reichen Kaufherren Fugger oder Fucker, welche Paracelsus oft mit bittern Bemerkungen als Einführer und Holzlieferanten des Lignum Guaiacum geißelt. Vgl. Paracelsus-Forschungen II. S. 84 ff.

Vollkommenheit erstens alle geschmolzenen, unedlen Metalle in Gold verwandeln und zweitens als Arzneimittel angewendet, alle Krankheiten heilen, den Körper verjüngen und das Leben verlängern sollte.

4. Im chemischen Laboratorium.

Wenn unser Chemiker und Hüttenarbeiter in Schwatz auch kaum von den Erfolgen der alchimistischen Meister und Gesellen in Bereitung des Steines der Weisen erbaut sein konnte (er nannte sie bald nachher Narren, die leeres Stroh dreschen), so sah er doch vor seinen Augen manche interessante chemische Verbindung und Zersetzung entstehen, welche notwendig sein Naturerkennen fördern mußte und ihm vielleicht schon damals den Gedanken nahe legte, daß jeder belebte und unbelebte Körper heilende Kräfte in sich schließe, die, mit den richtigen Substanzen und Seinsformen verbunden und gegen die entsprechenden innern oder äußern, leiblichen oder geistigen Krankheiten angewendet, unfehlbar heilend wirken müßten.

Gleich hier muß nämlich betont werden, daß Theophrastus im Gegensatz zu seinen Vorgängern die Chemie nur um der Heilkunde willen betrieben wissen wollte und daß gerade er es war, welcher jene Wissenschaft den Händen der Goldkocher und Goldsudler entriß und in den Dienst der Aerzte und Apotheker stellte. Mit seinem Grundsatz, „der wahre Gebrauch der Chemie ist nicht: Gold zu machen, sondern Arzneien,“ eröffnete er das Zeitalter der medizinischen Chemie. Wenn uns auch noch in hohenheimischen Werken an verschiedenen Orten Anklänge und Zugeständnisse an die alten Alchimisten und an die von ihnen verteidigte Möglichkeit der Auffindung des Steines der Weisen begegnen, so hatte er dennoch praktisch mit dem alten Kram aufgeräumt und suchte höchstens nach dem Stein der Weisen in der Form von Universalheilmitteln.

Auf das Studium der Chemie muß sich Theophrastus mit dem Feuer und der ganzen Energie seines jugendlichen Geistes geworfen haben, denn nicht erst bei seinem öffentlichen Auftreten

in Basel, sondern schon in seiner Jugendschrift „Archidoxen“ [1]) zeigt er sich als fertigen Chemiker, der zudem die chemischen Zersetzungen und Verbindungen unter ganz neuen Gesichtspunkten betrachtet und dieselben nach ebenso neuen Auffassungen zu verwerten sucht. Wir würden aber irren, wenn wir glauben wollten, im genannten Werke seine Gedanken und Pläne, seine Versuche und Rezepte mit unzweideutigen Worten ausgedrückt zu finden, denn er hüllt sich hiebei nach dem Vorgang der Alchimisten in ein geheimnisvolles Dunkel und will überhaupt nicht von allen, sondern nur von den in den chemischen Künsten Eingeweihten verstanden sein; er sagt deshalb im Prolog: „Wir wollen unsern Sinn und Gedanken, Herz und Gemüt den Surden (Laien) nicht zeigen noch geben, und schließen deshalb mit einer guten Mauer und mit einem Schlüssel“.

Theophrastus behandelt sodann die Scheidung der Elemente in den Metallen und Steinen, in Oel und Harz, in Fleisch und Kräutern und vielen andern Stoffen. Er versteht aber hiebei unter Element nicht die unzerlegbaren Grundstoffe der neuern Chemie, sondern die vier Elemente der Alten: Wasser, Feuer, Luft und Erde, welche nach seiner Auffassung in jedem Körper mehr oder weniger vertreten sind und deshalb auch einzeln ausgeschieden und gewonnen werden können. Die Beschreibung der betreffenden Scheidungsprozesse, sowie die übrigen in den Archidoxen mitgeteilten Vorschriften für chemische Untersuchungen sind uns heute noch besonders deshalb von Wert, weil sie einen

---

[1]) 4°—Ausg. VI. S. 1—99. — Husers VI. Teil enthält nebst den Archidoxen noch folgende Schriften chemischen Inhaltes: De Renovatione et Restauratione; De longa vita (wahrscheinlich aus der Basler Zeit Hohenh.); De Natura rerum; De tinctura Physicorum; Das Vexirbuch; Das Manual de Lapide Philosophorum („welches doch im Zweifel, ob es Theophrasti sei“, Huser) u. s. w. Beinahe alle diese Schriften wurden 1570 und die folgenden Jahre aus dem Nachlasse Hoh. veröffentlicht; man glaubte auch damals das 10., von Hoh. aber nie geschriebene Buch der Archidoxen aufgefunden zu haben. Vgl. Sudhoff, Bibliographia Paracelsica, Berlin 1894. S. 184 ff. 389 ff.

Blick in die Laboratorien gewähren, wie sie Hohenheim bei Füger getroffen und später selbst besessen haben mag.

Für die Ausführung der alchimistischen Prozesse bedurfte man vor allem Laboratorien mit guten Feuerungseinrichtungen; oft genügte eben das gewöhnliche Kohlenfeuer des Herdes und der Esse nicht, sondern man benötigte nebstdem noch der Reverberieröfen und Zirkelfeuer, um Hafen und Tigel vollständig durchglühen zu können, und der Athanare, d. h. solcher Oefen, deren Brennmaterial sich immer wieder aus größern Vorräten ersetzte, was bei den langwierigen, oft tagelang andauernden Operationen von besonderm Werte war.[1]) Um die Entwicklungsgefäße möglichst gleichmäßig erhitzen und ebenso gleichmäßig und langsam abkühlen zu können, standen Wasser-, Dampf-, Sand- und Eisenfeilebäder zur Verfügung; zur Untersuchung der Körper in sehr hohen Temperaturen wurden die Brennspiegel und Sammellinsen benutzt. Das Laboratorium mußte ferner gute Wagen, Mörser und Reibschalen, Phiolen und Kolbengläser, gut verglaste Hafen, Tigel, Kannen, Saigen und allerlei Glaswaren besitzen nebst einem Satze ein- und mehrschnäbeliger Alembike, in welchen die meisten Destillationen ausgeführt wurden.[2])

Theophrastus verlangt aber von einem Chemiker nicht nur gute Werkzeuge, sondern daß er auch „mit geflissener Arbeit und mit wohlerfahrener Kunst der Handübung“ an die Scheidungsprozesse und an die Darstellung der Quinta Essentia, der Arkana, Magisteria und Specifica aus den verschiedensten Körpern herantrete. Namentlich spielen in der Chemie Hohenheims die Quintæ Essentiæ der Körper eine Hauptrolle; diese will er besonders als Heilmittel angewendet wissen. Er versteht darunter die „Tugend der Dinge“, welche aber meistens nur in sehr geringer Menge auch in einem größern Stücke des Körpers enthalten sein könne. Wie eine große Menge Wasser, sagt er, durch einen einzigen

[1]) Vgl. 4°—Ausg. VI. S. 253. Prozeß und Art Spiritus vitrioli.

[2]) Der Einsiedlerkalender 1860, illustrierte den Aufsatz: „Der Zauberer Theophrastus Paracelsus“ mit einem Holzschnitt, der Hohenheim im chemischen Laboratorium darstellt.

Tropfen Galle bitter und durch wenig Safran gefärbt werde, so sei auch die Quinta Essentia klein und gering, welche im Holz, im Kraut, in Steinen und dergleichen beherbergt werde; auch die Quinta Essentia im Golde sei gering, aber dennoch heile und würze sie den ganzen Leib wie das Salz die Suppen. Metalle und Mineralien geben nach theophrastischer Lehre vollkommenere Quintas Essentias als Kräuter und Fleisch, weil bei jenen nicht wie bei diesen, aus einem früher belebten, jetzt aber abgestorbenen Körper die Essenz ausgezogen werde. Eine praktische Verwertung dieses Unterschiedes finden wir insofern, als Theophrastus den metallischen Arzneipräparaten die größte heilende Kraft beimißt, während er die Quintessenz der „Comestibilien" nur als das beste Nutriment bezeichnet. [1])

Hohenheim lehrt sodann durch viele Rezepte wie die Quinta Essentia aus den verschiedensten Körpern, wie aus Metallen, Salzen, Steinen, Gemmen und Perlen, aus Hölzern, Oelen und Harzen, aus Kräutern, Blättern u. s. w. gezogen werden könne; bei den einen geschehen diese Extraktionen durch Sublimationes, bei den andern durch Calcinationes, durch aquas fortes, durch Corrosiva, durch Dulcia und Acerba. Im Anschluß an die Arkanen und Magisterien behandelt Theophrastus auch die verschiedenen Elixire, womit er freilich stark in das Gebiet der von ihm vielerorts verabscheuten Alchimisten zurückgreift. Das Elixir ist ihm eine inwendige Behalterin des Leibes in seinem Wesen; wie der Balsam ein auswendiger Behalter der Körper und ein Präservirer vor aller Fäulnis sei, so sollte das Elixir das Leben vor dem Tode retten, wenigstens für eine so lange Lebensdauer, als Adam und die Patriarchen das Leben zu bewahren vermochten. [2])

Bei seinen vielen Arbeiten im chemischen Laboratorium sammelte Theophrastus einen großen Schatz chemischer Kenntnisse, die weit über den Rahmen derjenigen seiner Vorgänger und Kollegen hinausgingen, und eignete sich eine bedeutende Gewandtheit in

---

[1]) 4°—Ausg. VI. S. 24—42.

[2]) 4°—Ausg. VI. S. 83—92.

chemischen Experimenten an. Besondere Aufmerksamkeit wandte er den Metallen zu, die von ihm in Ganz- und Halbmetalle eingeteilt wurden, zu welch letztern er z. B. „Wißmat" und das von ihm entdeckte und zuerst beschriebene Zink zählte. Eine Vorliebe bekundete Theophrastus für Eisen- und Bleipräparate, für Quecksilber und Antimon, die er in verschiedenen Verbindungen ohne Bedenken als innere Arzneimittel gab, wodurch unser Chemiker einerseits glänzende Erfolge erzielte, anderseits aber auch gegen sich und seine metallischen Arzneien einen gewaltigen Sturm der alten Schule heraufbeschwor. Dann gab er gute Vorschriften für die Bereitung des Kupferamalgams, wußte die Alaune von den Vitriolen zu unterscheiden, verstand in eisenhaltigem Wasser das Eisen durch Galläpfelsaft zu bestimmen und wies bei einigen Experimenten auch auf die dabei auftretenden Gasentwicklungen hin. So erwähnt Theophrastus, daß sich beim Auflösen von Eisen in Schwefelsäure „Luft erhebe und wie ein Wind hervorbreche" und bemerkt ferner, daß der rohe Schwefel durch seinen Rauch rote Rosen in weiße verwandle. Die Luft selbst besteht nach seiner Lehre aus Wasser und Feuer; er glaubte, jenes gehe thatsächlich durch die Einwirkung des Feuers in wahre Luft über.

Wenn Hohenheim vielleicht auch einige von den angedeuteten Erfindungen erst im Verlaufe späterer Jahre machte, so ist doch schon auf seine Jugendzeit jene wichtige Theorie zurückzuführen, nach welcher er alle Körper in letzter Linie nicht nur auf Zusammensetzungen der vier Elemente (Wasser, Feuer, Luft und Erde) zurückführt, sondern diese zugleich aus drei, für sich einzeln nicht darstellbaren Grundstoffen (er nennt sie Sulphur, Mercurius und Sal) gebildet sein läßt, welche das chemische Verhalten der Körper bedingen sollen. Am klarsten spricht sich Theophrastus über diese drei Grundsubstanzen: Sulphur, Mercurius und Sal, die übrigens mit unsern heutigen Stoffen gleichen Namens nichts zu thun haben, im Opus Paramirum aus, wo in zwei Büchern „de causis et origine morborum ex tribus primis substantiis" abgehandelt wird.[1])

[1]) 4°—Ausg. I. S. 67—139.

Wir erfahren dort, daß er sich jeden belebten und unbelebten Körper aus diesen drei Substanzen zusammengesetzt denkt; „Holz, Eisen, Blei, Smaragd, Saphir, Kiesel und alle Körper sind nichts anderes als Sulphur, Mercurius und Sal“, die aber in den verschiedenen Stoffen auch verschieden gestaltet sind.

Paracelsus erklärt ferner, wie sich diese verschiedenen Substanzen bei den chemischen Prozessen bemerkbar machen: was da brennt am Körper, sagt er, ist der Sulphur, was da raucht ist der Mercurius, was da zu Asche wird, ist Sal. Als Sulphur wird also dasjenige bezeichnet, das bei der Feuererscheinung wirklich verbrennt; der Mercurius, den Theophrastus oft auch Liquor nennt, ist ihm das Flüchtige, „der Rauch, der vom Feuer weicht, ohne zu verbrennen“; das Sal aber ist das Feste, Feuerbeständige, Unveränderliche und Bleibende an dem Körper. Namentlich mit der Einführung des Begriffes „Salz“ leistete Hohenheim der Chemie einen ganz hervorragenden und bleibenden Dienst. Während alle seine Vorgänger die Rückstände bei den Destillationen und die Aschen bei den Oxydationsprozessen als unbrauchbar, als caput mortuum, vollständig außer acht gelassen hatten, wies er als der erste darauf hin, daß gerade in den Destillationsrückständen und in den Aschen die festen und wichtigsten Bestandteile der den chemischen Prozessen unterworfenen Körper zurückbleiben, weshalb sich auch diese Rückstände als die heilkräftigsten Arzneimittel verwenden lassen müßten. Weil das „Salz“ das Unzerstörbare und Bleibende der Körper ist, so galt es unserm Theophrastus auch vielfach als eine Art Elixir und Balsam, der das Leben vor Fäulnis und Tod schütze. Den Destillationsrückständen und Aschen, das heißt den Salzen, entnahm er denn auch die Großzahl seiner Heilmittel. [1])

[1]) Vgl. Schubert und Sudhoff, Paracelsus-Forschungen. Zweites Heft (II). Handschriftliche Dokumente zur Lebensgeschichte Theophrasts von Hohenheim. Frankfurt a. M. 1889. S. 109 f. Dieses Heft enthält nebst dem wertvollsten Stoff für die Biographie Hohenheims, auch viele treffliche Winke über dessen Lehre und Geistesrichtung. — Die Chemie des Paracelsus hat Dr. Hermann Kopp eingehend gewürdigt in seinen beiden Werken: Geschichte der Chemie. 4. Th. Braunschweig 1843 bis 1847 und: Die Alchimie in älterer und neuerer Zeit. Heidelberg 1886.

5. Universitäts- und Wanderjahre.

Wie lange Theophrastus in den Silberwerken Fügers mit dessen Laboranten arbeitete und experimentierte,[1] wissen wir ebensowenig, als wann er sich zum Studium der medizinischen Wissenschaft auf die Universitäten begeben hat. In Bezug auf die ganze Jugendgeschichte und den Bildungsgang Hohenheims sind wir eben auf einige wenige Andeutungen angewiesen, welche sich da und dort in seinen zahlreichen Schriften zerstreut vorfinden. Soviel scheint ausgemacht zu sein, daß er zunächst deutsche Hochschulen bezog, welchen er aber bald, weil sie seinen bereits mit vielen neuen Ideen erfüllten Geist nicht befriedigten, den Rücken kehrte, um im Auslande zu suchen, was er in der Heimat nicht fand. Aber auch die italienischen Hochschulen, aus welchen zwar seit geraumer Zeit die berühmtesten Aerzte hervorgingen, vermochten ihn nicht zu fesseln, und noch viel weniger die französischen, unter denen er später besonders gegen Montpellier und Paris eiferte. Während der langen Jahre, da er „auf den hohen Schulen bei den Deutschen, bei den Italischen, bei den Frankreichischen den Grund der Arznei suchte, indem er sich sowohl den Lehren als den Schriften und Büchern derselben ergab",[2] kam Theophrastus zur Ansicht, daß alle diese Schulen mit ihrer gelehrten, trockenen Bücherweisheit und ihren geringen praktisch verwendbaren Ergebnissen keine tüchtigen Aerzte zu schulen vermögen.

Wenn er aber auch in der Folgezeit diese hohen Schulen und ihre verkehrten Methoden auf das heftigste geißelte, so wies er seinen Kollegen gegenüber doch mit Stolz darauf hin, daß er „der hohen Schule keine geringe Zierde war, daß er im gleichen Garten gewachsen und erzogen sei wie sie, daß er aber zu seinem großen Glücke aus diesem Garten, in dem die Bäume nur abgestümmelt

---

[1]) In diesen und andern Bergwerken sammelte Hoh. auch reiche Erfahrungen über die bei den Hüttenarbeitern vorkommenden Krankheiten und legte dieselben in der Schrift „Von den Bergkrankheiten" nieder. 4°—Ausg. V. 1—73.

[2]) Chirg. Bücher und Schr. Vorrede zur großen Wundarznei.

würden, in den andern Garten (den seiner eigenen Erfahrung) transplantiert worden sei". [1])

In Theophrasts Universitätsjahre haben wir wahrscheinlich die Umgestaltung seines Namens Hohenheim in Paracelsus zu verlegen. Abgesehen davon, daß Paracelsus den Welschen besser in den Mund passen mußte, als das für sie schwer auszusprechende Hohenheim, folgte er mit seiner Namensänderung der Mode seiner Zeit, nach welcher damals beinahe alle Männer von Bedeutung, ihrer Familiennamen überdrüssig, dieselben latinisierten oder gräcisierten. [2])

Nicht zufrieden mit dem Wissen, das ihm die hohen Schulen bieten konnten, suchte Paracelsus den Schatz der medizinischen Kenntnisse auf großen Reisen zu mehren, welche ihn bald durch ganz Europa führten. Er hat die Länder selber aufgezählt, die er gesehen. Von den hohen Schulen weg sei er, „weiter gewandert gen Granada, gen Lissabon, durch Hispanien, durch England, durch die Mark, durch Preußen, durch Litauen, durch Polen, Ungern, Wallachei, Sibenbürgen, Krabaten, Windisch Mark und auch sonst durch andere Länder, die aufzuzählen nicht notwendig sei." [3]) An einer andern Stelle vernehmen wir, daß er „seine Erfahrenheit mit großem Fleiß überkommen habe aus Litau, Holland, Ungern, Dalmatien, Kroatien, Rodiß, Italien, Frankreich, Hispanien, Portugal, Engelland, Dänemark und allen deutschen Landen." [4])

Wenn wir auch nur wenige Einzelzüge aus diesen gewiß höchst interessanten Wanderungen vernehmen, so hat uns Hohenheim doch im allgemeinen über seine wissenschaftlichen Forschungsreisen unterrichtet, denn nach Aufzählung der durch-

---

[1]) Chirg. Bücher und Schr. Vorrede zum Spitalbuch. S. 310.

[2]) Die Schriften Hohenheims, welche schon zu seinen Lebzeiten gedruckt wurden, gingen mit ganz wenigen Ausnahmen unter dem Namen Paracelsus in die Oeffentlichkeit. — Aehnlich wie seinen Namen, bildete Hohenheim die Titel seiner beiden bedeutendsten philosophisch-medizinischen Schriften: Paramirum und Paragranum.

[3]) Chirg. Bücher und Schr. Vorrede zur großen Wundarznei.

[4]) Chirg. Bücher und Schr. S. 311.

itberůmpten &

der gelägenheyt



577 (S. S. 18)

wanderten Länder schreibt er: „In allen den Enden und Orten habe ich fleißig und emsig nachgefragt, Erfahrung gehabt gewisser und erfahrener wahrhafter Künste der Arznei: nicht allein bei den Doktoren, sondern auch bei den Scherern, Badern, gelehrten Aerzten, Weibern, Schwarzkünstlern, so sich des pflegen, bei den Alchimisten, bei den Klöstern, bei Edlen und Unedlen, bei den Gescheiten und Einfältigen." In Schlachten und Gefechten hoffte er auf reiche Erfahrungen in der Wundarznei und so machte er venetianische [1]), niederländische und dänische Kriege mit. [2]) Paracelsus war aber auf diesen Wanderungen und Kriegszügen nicht beständig Schüler, sondern übte bereits die ärztliche Kunst aus und gelangte schon frühe in den Ruf eines Wunderarztes, der auch noch helfen könne, wenn alle Heilmittel erschöpft seien.

6. Paracelsus in Straßburg.

Theophrastus wurde aber endlich doch seiner Wanderungen überdrüssig, auf welchen er sich immerhin dank seines unermüdlichen Eifers und seiner guten Beobachtungsgabe ausgedehnte Kenntnisse in der Philosophie und Astronomie und eine ganz außergewöhnlich weitgehende Erfahrung auf dem gesamten Gebiete der Alchimie, Chirurgie und Medizin erworben hatte. Er dachte an eine bleibende Heimstätte und hatte deshalb sein Augenmerk auf Straßburg gerichtet, das aus verschiedenen Gründen auf ihn eine besondere Anziehungskraft ausübte. Einmal mochte er sich von dem Verkehr mit den dortigen Wundärzten und ihrer nicht unbedeutenden Chirurgenschule, an welcher er vielleicht eine Lehrstelle erhoffte, für seine weitere Ausbildung Großes versprechen.

[1]) Chirg. Bücher und Schr. S. 310.

[2]) Paracelsus soll bei diesem Anlasse von dem jungen Tintoretto gezeichnet worden sein. Vgl. Aberle, S. 68 f. 309 ff. — Das Porträt des Paracelsus nach Tintoretto schmückt die Genfer-Paracelsusausgabe 1658 tom. I.; es findet sich oft als Illustration zu Aufsätzen über Paracelsus, so z. B. Einsiedler Kalender, 53. Jahrg. 1893. S. 63. — Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrg. 1894, 5. B. S. 173. — „Paracelsus," neues Privatkrankenhaus und Augenheilanstalt in Zürich, I. Bericht von Dr. M. Kälin-Benziger, Einsiedeln 1899. (Siehe Titelbild.)

Und dies gewiß nicht ohne Grund, denn Hieronymus Brunschwygk (1530) sowohl, als der ebenfalls in Straßburg niedergelassene Wundarzt Johann Gersdorff, genannt Schyl-Hans, welcher erstern an wissenschaftlicher Bildung noch übertraf, hatten sich bereits seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts durch Herausgabe deutscher chirurgischer Lehrbücher einen Namen gemacht. [1])

Noch mehr aber mußte Paracelsus deshalb für Straßburg eingenommen werden, weil dort im Gegensatz zu vielen andern Städten Chirurgen und Aerzte in leidlich gutem Einvernehmen standen. Man darf eben nicht vergessen, daß diese beiden Stände in jener Zeit getrennt waren und nicht selten miteinander in Fehde lagen. Die Ausübung der Wundarznei lag damals ganz in den Händen der Zunft der Bader und Barbiere, welche alle Arten von Wunden, Geschwüren, Geschwulsten, Verrenkungen, Beinbrüchen u. s. w. behandelten und welche zudem in ihrer Zunftverbindung Spezialisten für besondere Operationen ausbildeten wie z. B. Steinschneider und Starstecher. In seinem „Feldtbuch der Wundartzney" (1517) grenzt Gersdorff genau das Gebiet ab, auf welchem sich die Wundärzte bewegten, indem er den Unterschied zwischen diesen und den Leibärzten darin findet, daß letztere keine „Handwirkungen" thun, erstere aber mit der Hand an des Menschen Leib wirken. [2])

Diese Wundärzte lagen mit ihrer handwerksmäßigen Ausbildung weit ab von den Tempeln der gelehrten Unterrichtsanstalten mit ihrer unpraktischen Buchgelehrsamkeit und wurden deshalb von den dort gebildeten Aerzten verachtet; sie genossen aber dafür bei dem gemeinen Volke, welches ihrer weniger als der Aerzte entbehren konnte, um so größeres Ansehen, das sich noch

---

[1]) Vgl. Allgemeine deutsche Biographie. Leipzig 1876. 3. Band S. 453 und 9. Band (1879) S. 57. Hirsch, Geschichte der medizinischen Wissenschaften in Deutschland. München und Leipzig 1893. S. 25 f. — In H. Peters: Der Arzt und die Heilkunst in der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1900, finden sich mehrere Illustrationsproben aus den Werken der beiden Wundärzte.

[2]) Hirsch, l. c. S. 73.

erheblich steigerte, als die Ausübung ihrer Kunst von einem Meisterstück, oder richtiger, von einer Prüfung abhängig gemacht wurde. Immer unentbehrlicher wurden sie, als durch die Einführung der Schußwaffen in den Kriegsdienst und durch das seuchenartige Auftreten der französischen Krankheit, deren Behandlung ganz den Wundärzten zufiel, ihr Arbeitsfeld an Umfang bedeutend gewonnen hatte. Gerade die zwei letztgenannten Gebiete wurden von den beiden oben erwähnten Straßburger Chirurgen in den Bereich ihrer Untersuchungen gezogen und fanden auch in deren Lehrbüchern eine eingehende Behandlung. Was Wunder, wenn unser wissenschaftlich gebildete Arzt, der mit völlig neuen Ideen sich tragend eine Trennung der innern Medizin von der Wundarznei verwarf, sich nach Straßburg hingezogen fühlte, wo sich die Chirurgen, auch durch ihre mehr wissenschaftliche Methode über das Niveau der gewöhnlichen Zunftgenossen emporgearbeitet und sich sogar die Achtung der auf Hochschulen gebildeten Aerzte einigermaßen erzwungen hatten.

Als Hohenheim nach Straßburg kam, gesellte er sich der Zunft der Chirurgen zu. Er kaufte dort 1526 das Bürgerrecht, was im Bürgerbuche der Stadt am Mittwoch nach Andreas (damals 30. Nov.) mit den Worten eingetragen wurde: „Theophrastus von Hohenheim der artzney doctor hatt das burgrecht kaufft.“ [1])

Ueber Hohenheims Thätigkeit in Straßburg ist nichts weiter bekannt geblieben; selbst die Erinnerung an dessen Laboratorium und Wohnung ist heute dort gänzlich verschwunden. Mit großer Wahrscheinlichkeit verlegt man aber in seine Straßburger Zeit eine Disputation mit einem gewissen Wendelinus, auf welche einzelne Gegner Hohenheims im folgenden Jahre in einem unten zu erwähnenden Schmähgedichte anspielen. Daß solche Redeschlachten in jener äußerst bewegten Zeit nicht nur auf religiös-, sondern auch auf profan-wissenschaftlichem Gebiete allenthalben auf der Tagesordnung standen, ist bekannt, und deshalb ist es durchaus nicht unglaubwürdig, daß sich schon damals der gewandte Doktor

---

[1]) Paracelsus-Forschungen II. S. 3.

Theophrastus öffentlich mit seinen Gegnern messen und seine Streitbarkeit erproben wollte. Gegner mußte er sich aber in Menge auf den Hals laden, da er keinen Unterschied mehr zwischen einer höhern innern und einer niedern äußern Heilkunst zugestand und offen lehrte, daß nicht nur die Wundarznei das sicherste Gebiet in der Heilkunst sei, sondern daß überhaupt alle der Chirurgie zufallenden Erkrankungen auch durch innere Heilmittel beseitigt werden können.[1]) Mit diesen Sätzen war er in den Augen der Aerzte gerichtet und zum Neuerer auf dem Gebiete der Heilkunde gestempelt. Ob sich jene Disputation über die angedeuteten Fragen wirklich bewegte, ist nicht ausgemacht; denn aus den Versen des Spottgedichtes geht nur hervor, daß Theophrastus mit wenig Glück gekämpft und „Wendelinus größer denn Theophrastus" aus dem Kampfe hervorging. Daß unserm Helden wirklich ein solches Mißgeschick begegnet sein kann, wird niemand in Abrede stellen wollen, spricht doch Paracelsus selbst zwei Jahre nach seinem Straßburger Aufenthalt in gemütlicher Offenheit von „etlichen Siegen", welche früher schon seine Gegner in Danzig und Wilden über ihn davongetragen.[2]) Wenn aber die unserm Arzte „nachteiligen Schmach- und Schandverse" seine Uebersiedlung nach Basel mit dem unglücklichen Ausgang der Disputation in eine solche Verbindung bringen wollen, als hätte er sich am Orte des Redekampfes unmöglich gemacht und sei deshalb auf den Gedanken verfallen, anderswo für seine Theorien eine bäuerische Zuhörerschaft zu suchen, so ist diese Annahme eine offenbar böswillige Verleumdung.

Es steht allerdings fest, daß der Straßburger Aufenthalt Hohenheims nicht lange gewährt haben kann, ja daß er nicht einmal die Buchung des Bürgereinkaufes vom 30. November überdauerte, denn noch im gleichen November 1526 schickte er seine Schrift „Sieben Bücher de gradibus et compositionibus receptorum" von Basel aus an seinen Freund, den seit 1520 zum

[1]) 4°—Ausg. II. S. 234. Vgl. auch 4°—Ausg. II. S. 120; I. S. 2 f. Chirg. Bücher und Schr. S. 231.

[2]) Chirg. Bücher und Schr. S. 291.

Stadtarzt von Zürich ernannten Christoph Clauser mit einem Briefe vom 10. November, in dem er ihm seine Schrift widmete und zur Druckbesorgung empfahl. Der Brief an den gelehrten, auf italienischen Hochschulen gebildeten Zürcher Stadtarzt ist aber nicht nur



Teufelsbrücke und Paracelsushaus nach einer Radierung c. 1780.

seiner Datierung wegen bedeutsam, sondern ebenso sehr wegen der Unterschrift Hohenheims, in welcher er als „Physicus et Ordinarius Basiliensis" zeichnet. Er war also Physikus, das ist Stadtarzt von Basel und Professor an der dortigen Universität.[1])

[1]) 4°—Ausg. VII. S. 1—60. De gradibus; vorher steht der Widmungsbrief an Christoph Clauser und der Brief über Frobens Tod an die Zürcher

Woher diese rasche Wendung der Dinge? Paracelsus erzielte an vielen und zwar teilweise sehr reichen, angesehenen und sogar fürstlichen Kranken, nachdem sie von den Aerzten als hoffnungslos aufgegeben waren, mit seiner neuen, eigenartigen Behandlung großartige Erfolge, was seinen Namen bald allenthalben bekannt und berühmt machte. Auch in Basel sprach man von dem großen Arzte, denn hier hatte er im Laufe des Sommers 1526 ein Meisterstück seiner Kunst fertig gebracht in der glücklichen Wiederherstellung des in ganz Europa hochgefeierten Buchdruckers Froben, der seit einem schweren Falle im Jahre 1521 beständig kränkelte und oft an großen Schmerzen litt. Diese beinahe zur Unerträglichkeit gesteigerten Schmerzen griffen im Verlaufe des Jahres 1526 im rechten Fuße derart um sich, daß einige Aerzte — Paracelsus nennt sie spottend „imperiti apud Italos creati Doctorculi" — auf Amputation des erkrankten Gliedes beantragten.[1]) Unser Paracelsus aber, zu dem Schwerkranken gerufen, verschaffte ihm mit seinen neuen Arzneien nicht nur bedeutende Erleichterung, Schlaf und Appetit, sondern stellte ihn soweit her, daß er im Verlaufe eines Jahres noch zweimal, nämlich zur Herbst- und Fastenmesse, nach Frankfurt reisen konnte. Er war vollständig geheilt, nur die Zehen des rechten Fußes blieben steif.[2])

Das Glück des Arztes von Einsiedeln war durch die unerwartete Heilung dieses „Königs der Buchdrucker" gemacht, aus dessen Officin mit absichtlichem Ausschluß aller Werke Luthers nicht nur die großen Ausgaben der griechischen und lateinischen Kirchenväter hervorgingen, sondern auch die der bedeutendsten klassischen Schriftsteller des Altertums und viele andere gelehrte

---

Studenten. — Die lat. Genferausgabe des Paracelsus bringt die Schrift de gradibus und die beiden Briefe. Vol. II. p. 143 ff. — Ueber Clauser vgl. Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz. Erster Cyklus. Zürich 1858. S. 24 f.

[1]) Paracelsus spricht hievon im Briefe an die Zürcher Studenten (ornatissimo studiosorum Tigurinorum cœtui).

[2]) Näheres über Frobens Krankheit und Tod vgl. Paracelsus-Forschungen II. S. 99 f.

Werke. In dem Frobenschen Druckerhause zum „Sessel“, in welchem der über große Belesenheit und Gelehrsamkeit verfügende Drucker seit 1521 dem Erasmus von Rotterdam, dem gefeiertsten und größten der Humanisten, um den sich Universitäten, Könige, Fürsten und Kardinäle stritten, Wohnung gab, verkehrten die angesehensten und gelehrtesten Männer der Stadt, die damals ein Hauptanziehungspunkt für die Humanisten bildete. Hier lernten diese Männer auch denjenigen kennen, der ihren Freund „aus der Unterwelt zurückgerufen“, um mit Erasmus zu reden.[1]) Als eben damals die Stadtarztstelle erledigt wurde, machten sie ihren Einfluß beim Stadtrate zu Gunsten Hohenheims geltend, der nun auf besondere Empfehlung von Oecolampadius hin, welcher ebenfalls mit Froben befreundet war, den Retter des großen Buchdruckers zum „Physicus et Ordinarius Basiliensis“ ernannte.

7. Der Universitätsprofessor und Stadtarzt.

Hohenheim griff rasch zu, kehrte Straßburg den Rücken und ließ sich in Basel nieder. Und warum hätte er anders handeln sollen? Es eröffnete sich ihm in Basel eine glänzende Aussicht, einerseits als amtlich bestellter Arzt der Stadt und anderseits als Professor der Hochschule seinen neuen Ideen, von deren Brauchbarkeit und Güte er vollständig überzeugt war, sowohl in der Praxis als in der Theorie unfehlbar zum baldigen Durchbruch zu verhelfen. Auch für seinen Lebensunterhalt war durch die ehrenvolle Doppelanstellung gut gesorgt, denn die Basler Herren hatten ihm bei seiner Anstellung einen reichlichen Gehalt in Aussicht gestellt, wie er dies, in der Einladung zu seinen Vorlesungen, aller Welt offenbar mit großer Genugthuung ausspricht.

Der neuernannte Ordinarius begann, wenn nicht schon im Monat November, so doch im Winter-Semester 1526/27 seine Vorlesungen an der Universität. Mit welch tiefem Verständnis und mit welch hoher Begeisterung Theophrastus seine Aufgabe er-

---

[1]) So spricht sich Erasmus in einem eigenhändig an Theophrastus Eremita geschriebenen Briefe aus. 4°—Ausg. III. S. 340.

faßte und an deren Lösung herantrat, beweist jenes als Intimatio[1]) bekannte, vom 5. Juni 1527 datierte, zu Basel in lateinischer Sprache gedruckte und dort auch angeschlagene Flugblatt, in welchem er alle Studierenden der Medizin und überhaupt alle, welche Lust und Freude an dieser Wissenschaft haben und den Wunsch hegen, in möglichst kurzer Zeit die Heilkunst gründlich zu erlernen, auffordert, ohne Zaudern nach Basel zu seinen Vorlesungen zu kommen. „Die wenigsten der Doktoren behandeln heutzutage mit Glück die Medizin; ich aber werde diese zu ihrem frühern Glanze zurückführen und von den gröbsten Irrtümern reinigen; ich halte mich nicht an die Vorschriften der Alten, sondern nur an dasjenige, was ich selbst auf eigene Faust gefunden und durch lange Uebung und Erfahrung als bestätigt gesehen habe," so ungefähr lautet die Einleitung des knapp gehaltenen Aufrufes, in welchem er als Theophrastus Bombast von Hohenheim, Einsiedler, beider Medizinen Doktor und Professor, den Studenten der Medizin seinen Gruß entbietet. So kennzeichnet er sich denn selbst schon im ersten Satze als Reformator auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Medizin. Der kühne, mit überraschendem Selbstbewußtsein auftretende Mann weist aber alsogleich auch auf die Berechtigung seiner neuen Anschauungen hin. Er macht nämlich darauf aufmerksam, daß die meisten Aerzte bei den Kranken, und oft gerade in den entscheidendsten Augenblicken, deshalb in ihrer Behandlung fehl gehen, weil sie ängstlich an den Aussprüchen eines Hippokrates, Galenus und anderer, wie an unantastbaren Orakeln festhalten und nicht fingerbreit davon abzuweichen wagen. Folge man aber solchen Schriftstellern, so gebe es daraus wohl die glänzendsten Doktoren, aber keine Aerzte. Er hält dafür, daß nicht Doktortitel, nicht Beredsamkeit, nicht Sprachenkenntnis, nicht Belesenheit — obgleich auch dies zur Zierde gereicht — dem Arzte zu wünschen sei, sondern vor allem Kenntnis der Natur und ihrer Geheimnisse. Wenn es des Redners Sache sei, sich klar auszudrücken und zu überzeugen, so sei es Aufgabe des Arztes, die

[1]) Vgl. Bibliographia Paracelsica. S. 3 f.

Verschiedenheit, die Ursachen und die Zeichen der Erkrankungen zu kennen, gegen dieselben nach eigenem Scharfblick und Ermessen die Arzneien anzuwenden und auf diese Weise alles zu heilen. — Im besondern auf seine Vorlesungen eingehend erfahren wir, daß Theophrastus täglich zwei Stunden mit größtem Eifer und zu nicht geringem Nutzen der Zuhörer die von ihm selbst verfaßten Bücher über innere Medizin und Wundarznei (tum activæ, tum inspectivæ medicinæ, et Physices et Chirurgiæ libros) erkläre, aber nicht nach Art seiner Kollegen; nichts sei aus Hippokrates, oder Galenus, oder einem andern Schriftsteller erbettelt, sondern alles durch Erfahrung und eigene Erforschung der Natur gewonnen, auf welche er sich einzig bei seinen Beweisen stütze. Schließlich mahnt er, über sein dargelegtes Programm nicht leichtweg abzuurteilen, bevor man Theophrastus selbst gehört und wünscht endlich seinem Versuche, die Medizin wieder herzustellen, gute Aufnahme.

Eine solche Sprache war vollständig neu und unerhört; die einen hielten sie für unverständlich und thöricht, weil sie an die Möglichkeit eines Bruches mit einer bald zweitausendjährigen Ueberlieferung nicht denken konnten, den andern schien sie im höchsten Grade anmaßend, indem dadurch ein Angriff auf ein System verkündet wurde, das von den gelehrtesten Männern des Altertums aufgestellt und mit den untrüglichsten Beweismitteln der aristotelischen und scholastischen Wissenschaft gestützt schien. Jedermann aber mußte erkennen, daß Paracelsus, eine thatsächliche Verwirklichung seiner weitgehenden Pläne vorausgesetzt, der Heilkunde neue Wege weisen werde.

Die Medizin will Paracelsus ihrem frühern Ruhme zurückgeben. Ihre glänzendste Epoche hatte sie aber längst hinter sich, denn diese reicht in das fünfte Jahrhundert v. Chr. zurück, auf Hippokrates (geb. 460), den größten Arzt und einen der bedeutendsten Naturkundigen des Altertums. Seinem wissenschaftlichen Gebäude legte er die Naturphilosophie des Empedokles (geb. nach 500 v. Chr.) zu Grunde, laut welcher die Materie, aus den vier Grundstoffen: Wasser, Feuer, Luft und Erde bestehend,

unter dem kräftigen, ewig dauernden, aber stets wechselnden Einflusse von Liebe und Streit (wir würden heute diese Kraft Verwandtschaft oder Affinität nennen) die einzelnen Körper als immer neue Verbindungen hervorbringt. Den vier Elementen entsprechend nimmt Empedokles im Menschen vier Lebenssäfte (humores) an, nämlich Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle, aus welchen alle festen Teile des Leibes gebildet werden und durch deren unzweckmäßige, fehlerhafte Mischung sich die Krankheiten entwickeln. [1])

Wenn auch Hippokrates diese Anschauungen zu den seinigen machte, so war er doch weit entfernt, sich mit dieser Hypothese zufrieden zu geben. Er nimmt vielmehr noch an, daß der menschliche Organismus von einer Kraft, er nennt sie φύσις, regiert wird, welche nicht nur alle Vorgänge in demselben leitet, sondern auch alle in ihm zu Tage tretenden Störungen auszugleichen und aufzuheben sucht. Sache des Arztes sei es nun, diese Kraft zu überwachen, alle ihrem Wirken in den Weg sich stellenden Hindernisse zu beseitigen und dieselbe, sofern sie sich zu schwach erweise, mit Heilmitteln zu unterstützen. Die hiezu notwendigen Kenntnisse müsse sich der die Heilkunde ausübende Arzt durch Beobachtungen und Erfahrungen an den Kranken gewinnen, woraus er einzig, sofern er zugleich Philosoph sei, folgerichtige Schlüsse über Ursache, Verlauf und Heilung einer Krankheit ziehen könne. [2])

Auf diesen allein richtigen Standpunkt der Erfahrung und Beobachtung der Natur, auf welchem in Hippokrates die Heilkunde ihre größten Triumphe gefeiert, wollte Paracelsus die Medizin zurückführen und von den jeden gesunden Fortschritt hemmenden Fesseln befreien, in welche sie allzulange durch eine zäh am Alten haftende Schuldogmatik gelegt war. — Wenn im Verlaufe des Altertums und Mittelalters in den Schulen schon die Aussprüche eines Hippokrates als unantastbare Glaubenssätze behandelt wurden, so war dies in wo möglich noch höherm Grade bei den Lehren des im Jahre 131 n. Chr. zu Pergamon in Kleinasien geborenen Arztes und Philosophen Galenos der Fall. Dieser hochgelehrte

[1]) Vgl. Hirsch, l. c. S. 3 ff.
[2]) Vgl. 4°-Ausg. II. S. 158.

und vielgereiste Mann war nicht nur mit der wissenschaftlichen Methode des Aristoteles vollständig vertraut und im Besitze der umfangreichsten Naturkenntnisse des aristotelischen Schülers Theophrastus von Eresus, sondern kannte wie kaum ein zweiter Lehre und Schriften des von ihm vergötterten Hippokrates, über dessen Werke er 18 umfangreiche Kommentare schrieb, beherrschte überhaupt das ganze medizinische Wissen des Altertums. In seinem großen Geiste schweißte er dieses Wissen unter Zugrundelegung der alten Lehre von den vier Lebenssäften zu einem einheitlichen Systeme zusammen, wobei er sich durch eine feine Dialektik sowohl, als durch eine erstaunliche Kühnheit im Aufstellen von Hypothesen über alle Schwierigkeiten und Lücken der Erkenntnis hinweghilft. Seine Lehren und Kenntnisse legte Galen in mehr denn hundert griechisch geschriebenen Werken nieder, welche in der Leipziger Ausgabe (1821—33) 20 Bände füllen, die aber nach dem übereinstimmenden Urteile der Fachgelehrten wenig praktisch verwertbaren Stoff bieten, sondern sich vielmehr in weitschweifigen Begriffsbestimmungen verlieren. Galen blieb bis zum 16. Jahrhundert beinahe allen Aerzten des Morgen- und Abendlandes unbedingte Autorität, und seine Schriften dienten für die Heilkunde so sehr als Grundlage und Ausgangspunkt, daß man im Grunde nichts anderes wagte, als Galen zu glossieren und die aufgetretenen Widersprüche einzelner seiner Aussagen mit der Beobachtung der Natur zu Gunsten des unfehlbaren Meisters auszugleichen. Seit Galenos wurde in der Heilkunde nicht nur nichts wesentlich Neues mehr geleistet, sondern der Weg, auf welchem er seine Kenntnisse gesammelt, nämlich eigene Erfahrung und Beobachtung der Natur, war sogar völlig verloren gegangen.

Als Grundlage des medizinischen Unterrichtes diente indes während des Mittelalters meist der Kanon (medizinische Summe) des Avicenna (980—1037), des berühmtesten Arztes der Araber, der sich aber bezüglich wissenschaftlicher Auffassung ganz auf dem Standpunkte des Galen bewegt. Die griechische Medizin kam nicht unmittelbar ins Abendland, sondern erst auf einem weiten Umwege, der zunächst über Persien und Aegypten zu den Arabern

führte, welche in ihren Schulen in Spanien die abendländischen Gelehrten sowohl mit ihren arabischen Uebersetzungen des Hippokrates, Aristoteles und Galen bekannt machten, als auch mit den Schriften ihres Avicenna. Das Verdienst des letztern besteht unter anderm darin, den griechischen Arzneischatz mit wertvollen Heilmitteln bereichert zu haben, was ihm allerdings von unserm Paracelsus nur den Titel „Küchenautor“ einbringt.

Auf den hohen Schulen der Deutschen, Italiener und Franzosen, welche Paracelsus nach seinen eigenen Worten lange Jahre besuchte, hatte er dieses starre Festhalten an den alten medizinischen Glaubenssätzen des Galen und der Araber, deren Schriften bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst in lateinischen Ausgaben Allgemeingut der Aerzte wurden, genugsam zu kosten bekommen; was ihn dort aber vielleicht noch mehr anekelte, war wohl der Umstand, daß sich die Professoren oft in unnützen, philologisch-textkritischen Erörterungen über den zu erklärenden Klassiker verloren, was eben damals zur Zeit des Humanismus, wo neben vielen andern gelehrten Werken auch jene des Galenos in der Originalsprache erschienen (Venedig 1525), zum guten Tone gehörte. Mit dieser Unterrichtsmethode, welche keine Aerzte, sondern nur Doktoren und Schulgelehrte bildete, brechend, will Paracelsus aus seinen Hörern Aerzte erziehen und sie deshalb ohne weitere Umschweife in die Lehre der Krankheiten (Pathologie) und deren Heilung (Therapie) so einführen, daß sie jene in Ursache und Verlauf kennen lernen und durch eigene Sorge und Fleiß zu heilen vermögen. Dieses Ziel sucht der Neuerer durch zwei nie dagewesene, unerhörte Mittel zu erreichen; einmal legt er seinen Vorlesungen keinen der alten Klassiker zu Grunde, sondern erklärt seine eigenen, unter Mitwirkung der besten Lehrmeisterin, der eigenen Naturbeobachtung, geschriebenen Bücher; dann weist er bezüglich seines Systems darauf hin, daß er die von den Griechen geschaffene und immer noch in allgemeinstem Ansehen stehende Krankheitslehre (Humoral-Pathologie), welche aus den vier Grundsäften und deren Mischung alle krankhaften Erscheinungen erklären wollte, als durchaus unrichtig verwerfe.

Die markigen Sätze des paracelsischen Programms fuhren mit ihrem gewaltigen Inhalte wie wuchtige Keulenschläge auf die Pfeiler des griechisch-arabischen Gebäudes der Heilkunde ein; wenn sie dieses auch nicht vollständig niederzulegen vermochten, so erschütterten sie doch den alten Bau bis in seine Grundfesten. Galenus und Avicenna mußten allerdings erzittern, wenn sie des Theophrastus Ausspruch über das Bücherschreiben hörten: „Die Natur, die macht den Textum, der Arzt nur die Gloß über dasselbig Buch.“ [1]) — Obgleich Paracelsus die Einladungen zu seinen Vorlesungen erst anfangs Juni, also, wie wir sehen werden, zu Beginn des Sommersemesters 1527 in die Welt gehen ließ, so finden wir in diesem wichtigen Schriftstücke doch die Gedanken niedergelegt, mit welchen er die Professur an der Basler Universität übernommen hatte, und die ihm schon während der Wintervorlesungen wegleitend waren.

Wenn dies sein Programm auch sachlich und ohne offene Ausfälle gegen seine Kollegen gehalten war, so ließ Paracelsus darin doch deutlich zwischen den Zeilen lesen, daß seine Amtsbrüder ihm mit ihrer gegen jede Naturbeobachtung blinden Buchgelehrsamkeit und ihren Sprachkenntnissen, mit ihren humoralpathologischen Anschauungen, mit ihren Doktortiteln und ihrem Wichtigthun verhaßt waren. Während er aber hier diese Mißstimmung mit Gewalt darniederhält, läßt er ihr in seinen Vorlesungen um so freiern Lauf. Er unterzieht dort im leidenschaftlichen Feuer seiner heißblütigen Gemütsart die Schäden der damaligen Medizin einer rücksichtslosen und vernichtenden Kritik und kann dabei auch auf die Professoren der medizinischen Fakultät und überhaupt auf die Aerzte einhauen, deren Untüchtigkeit, Unwissenheit und Betrügerei er so gerne in seinen Schriften zur Zielscheibe seines Spottes macht, wie wir dieses später noch eingehender darstellen müssen.

Gleichwie sich Paracelsus durch diese Ideen und Bestrebungen von seinen Kollegen und der ganzen medizinischen Vorwelt losgesagt, so wollte er diese Geistesrichtung auch nach außen dadurch

---

[1]) 4°—Ausg. II. S. 207.

zeigen, daß er die übliche mittelalterliche Amtstracht der Aerzte nicht trug, sich vielmehr über dieselbe in Wort und Schrift lustig machte, wo immer sich ihm eine Gelegenheit dazu bot. Bald schildert er mit sichtlichem Wohlbehagen die Aerzte, „wie sie wohlgekleidet im seidenen, mit Knöpfen reich besäten Talar und im blutroten Jugel einherstolzieren“, „wie sie das Haupt fein gestrelt haben und darauf ein rotsammtnes Barettlin tragen“, das sie von den Hochschulen mitbringen und „dazu einen viereckten Narren“. Dann verlacht er wieder ihre goldenen Halsketten und ihre Fingerringe mit Smaragden, Saphiren oder zum wenigsten etwas Glasischem darin, ihre Fransen, Spitzen, Bulleten und allerlei anderes Spengelwerk; endlich läßt er seinem Spotte freien Lauf und spricht von Mottwürmern, welche in den roten Kapuzen der gehürnten Bacchanten nisten, von den Narrenkappen auf ihren mit Hagdorn gekrönten Köpfen, nennt allen ihren umgehängten Schmuck Narren- und Bescheißerzeichen und bezeichnet sie selbst als die größten Lügner und Betrüger und als kontrafeite Oelgötzen, an denen alles von Katzensilber und Katzengold glitzere. [1])

Nach solchen Auslassungen ist wahrlich nicht zu verwundern, daß der einfach gekleidete Stadtarzt und Universitätsprofessor dem Hasse und den scharfen Zungen seiner Amtsbrüder, die ihn als einen der ihrigen anzuerkennen sich weigerten, nicht entgehen konnte; ja man wird es einigermaßen verständlich finden, wenn der steif aristokratische Conrad Geßner von Zürich, der Paracelsus im Herbste 1527 in seiner schlichten, nicht standesgemäßen Kleidung in Zürich sah, später an den Heidelberger Medizinprofessor Erastus schrieb, Theophrastus habe ausgesehen wie ein Fuhrmann und sei überhaupt am liebsten mit dieser Volksklasse in Verkehr und Unterhaltung getreten. [2]) Daß sich die seinen Kollegen bei jedem Anlasse in den Garten geworfenen Steine reichlich über dem Haupte

---

[1]) Vgl. 4°—Ausg. II. S. 102 f.; S. 116 f.; S. 122 f. u. s. w. IV. S. 256. V. S. 178 f. Chirg. Bücher und Schriften S. 648. Paracelsus-Forschungen II. S. 24 f. Anmerkung.

[2]) Vgl. Athanasius Kircher: Mundus Subterraneus. Amsterdam 1665. Tom. II. p. 277.

des unermüdlichen Schleuderers sammeln mußten, wer wollte dies unbegreiflich finden?

Reichlichen Stoff, den von Tag zu Tag unbequemer werdenden Neuerer empfindlich zu maßregeln, fanden Hohenheims Gegner in seiner Doppelanstellung als Stadtarzt und Ordinarius der Universität. Der Stadtrat hatte sich im Jahre 1507, wo er die finanzielle Lage der 1460 gegründeten Universität neu ordnete, verpflichtet, in der medizinischen Fakultät zwei aus der Stadtkasse zu besoldende Lehrer anzustellen. Der erste derselben hatte außer seinem Lehramte keine andern amtlichen Verpflichtungen; aus Gründen der Sparsamkeit aber wurde dem zweiten zugleich noch die Besorgung der verantwortungsvollen Stadtarztstelle überbunden. Da nun Hohenheims Vorgänger in diesem Doppelamte (vom Stadtarzt Widmann ist es erwiesen) nicht immer auch an der Universität Vorlesungen hielten, so wurde von gewisser Seite unserm Paracelsus sein wohlbegründetes Recht hiezu rundweg abgesprochen. Diejenigen der Kollegen, welche aus Hohenheims Anstellung keinen Grund herzuleiten vermochten, ihm die Ausübung des Lehramtes zu verbieten, glaubten ihr Ziel um so sicherer zu erreichen mit dem Hinweise darauf, daß einerseits seit der Gründung der Universität ohne Genehmigung der medizinischen Fakultät weder ärztliche noch wundärztliche Kunst ausgeübt werden dürfe, und daß andererseits laut Universitätsstatuten, alle nach Basel gekommenen Aerzte spätestens nach zwei Monaten eine Prüfung zu bestehen hätten, um damit nicht nur zur Ausübung ihrer Praxis berechtigt zu sein, sondern auch als Mitglieder der medizinischen Fakultät aufgenommen zu werden. [1])

Trotzdem man anfänglich Hohenheim ungehindert im Universitätsgebäude am Rheinsprung, dem sog. Kollegium, Vorlesungen halten ließ, so wissen wir doch, daß ihm dies später vom Dekan oder von der gesamten medizinischen Fakultät untersagt worden ist, und daß seinen Schülern die Erlangung des Doktorates un-

[1]) Vgl. Paracelsus-Forschungen II. S. 7 ff.

möglich gemacht wurde. Um diese Schritte zu rechtfertigen, wurden offenbar nicht nur die oben angeführten Ansprüche der Universität geltend gemacht, sondern es wurde zudem der Stadtrat verdächtigt, in Hohenheim einen durchaus untüchtigen Mann, von dem man nicht einmal wisse, woher und ob er wirklich Doktor sei, an einen der verantwortungsvollsten Posten der Stadt berufen zu haben. Paracelsus, dieser und vieler anderer Unannehmlichkeiten überdrüssig, gelangte in der verdrießlichen Angelegenheit mit einem Schreiben an jenen Stadtrat, welchem er allein seine ehrenvolle Berufung zu verdanken hatte und von welchem er deshalb auch des bestimmtesten erhoffte, er werde seinem guten Rechte als Stadtarzt und seiner akademischen Freiheit als Hochschullehrer, sowohl bei seinen Kollegen an der Universität, als auch bei den übrigen Leib- und Wundärzten der Stadt mit aller Entschiedenheit Nachachtung verschaffen.

Die Eingabe Hohenheims an den Stadtrat, welche sich in der Huserschen Sammelausgabe[1]) in einem ersten Entwurf, im Stadtarchiv von Basel aber in der endgültig eingereichten Form vorfindet, streift nicht nur die gegen ihn geschleuderten Vorwürfe, sondern gewährt auch einen tiefen Einblick in die umfassende Thätigkeit seiner Doppelstellung. Obgleich vom Stadtrat, so führt er aus, zum Physikus und Ordinarius bestellt, werde er dennoch von den Doktoren und den andern Aerzten seiner Stellung wegen in den Klöstern und auf den Gassen geschändet, gelästert und geschmäht, wodurch ihm ein Teil seiner Praxis entzogen, und den Kranken merklicher Schaden zugefügt werde. Zudem werde ausgestreut, er sei als Stadtarzt und Ordinarius untüchtig und von einem Magistrate angestellt worden, der ihn nicht gekannt habe; er wollte beinahe viel lieber, er hätte des weisen Rates Anerbieten unberücksichtigt gelassen, damit er jetzt des Schändens und Ausrichtens von seiten seiner Kollegen überhoben geblieben wäre. Er hätte übrigens vermeint, wegen der von ihm mit Hilfe des allmächtigen Gottes wieder aufgebrachten Kranken, die von den übrigen

[1]) Chirg. Bücher und Schriften S. 678 f. (verdruckt 680).

Aerzten verderbt worden seien, nicht Schmach und Schmutz, sondern Ehre verdient zu haben. Weil er vom Magistrat angestellt sei, so lebe er der ungezweifelten Hoffnung, daß der Rat als seine



Teufelsbrücke und Paracelsushaus im Jahre 1900.

Dekane und seine Fakultät auch dafür sorgen werde, daß er als Ordinarius wie billig zu Doktoren promovieren dürfe. Sollten aber seine Kollegen über seine Tüchtigkeit zu urteilen ermächtigt sein, so bekenne er, durch Verführung von Fürsten und Städten

weggelockt worden zu sein; er bitte indes den Rat, ihm zu seiner standesgemäßen Freiheit zu verhelfen und seinen Widersachern den Mund zu schließen. — Soweit der erste Teil der dem Stadtrat wirklich übermittelten Eingabe.

Nebst dem Angeführten erfahren wir aus dem von Huser mitgeteilten Entwurfe, daß etliche Doktores und Medici Hohenheim an seinen Vorlesungen im Kollegium zu verhindern sich unterstanden haben in der Meinung, er bedürfe hiezu ihrer Erlaubnis. Es ergiebt sich dort ferner, daß er einzig auf Begehren des Stadtrates sich seiner Stellen bei Fürsten und Städten [1]) begeben und nach Basel gezogen sei, wohin ihm viele Freunde von Tübingen, Freiburg und anderswoher folgten. Einer Paracelsus oft vorgelegten und von ihm nirgends in keiner seiner Schriften beantworteten Frage begegnen wir bereits hier: „Sie reden mir auch schmählich zu," so berichtet er selbst, „man wisse nicht, woher und ob ich Doktor sei oder nicht." Mit der bloßen Anführung dieser von ihm als Schmährede bezeichneten Verdächtigung weist er sie entrüstet zurück. Obgleich bis jetzt keine Universität bekannt ist, welche er besucht hat, und keine Hochschule namhaft gemacht werden kann, von welcher ihm der Doktorgrad zuerkannt worden wäre, so ist es doch Thatsache, daß er in verschiedenen Ländern lange Jahre die hohen Schulen besucht hat und daß er sich selbst nicht nur mehrmals auf seinen Doktoreid stützt [2]), sondern daß er sich in offiziellen Aktenstücken, wie in zwei Eingaben an den Stadtrat von Basel, in mehreren noch vorhandenen Briefen und in Vorreden und Widmungen seiner Werke diesen Ehrentitel beigelegt. Uebrigens wurde ihm dieser Titel von dem gelehrtesten Manne seiner Zeit, von Erasmus von Rotterdam, in einem Briefe zuerkannt, und endlich wäre wahrlich nicht zu begreifen, daß Paracelsus sich vom Stadtrat das Recht zu promovieren gewahrt wissen wollte, wenn er selbst den Doktorgrad nicht besessen hätte. [3]) —

[1]) Vgl. Chirg. Bücher und Schr. S. 310 u. S. 616 (Freiburg).

[2]) Z. B. 4°—Ausg. II. S. 185.

[3]) In der Münchener Medizinischen Wochenschrift vom 18. September 1900, Nr. 38, bespricht der bekannte Historiker Baas in Worms in

Daß ihm seine Gegner den Doktor absprachen, wer sollte das unverständlich finden, nachdem er oft genug Tracht und Abzeichen dieser Würde dem allgemeinen Gespötte überliefert und oft ausgesprochen und geschrieben hatte, daß die Doktoren ihre Thorheit

---

anerkennendster Weise Sudhoffs Paracelsusarbeiten. Herr Baas benutzt aber zugleich seine Besprechung, um mit einer kühnen Hypothese hervorzutreten, welche die verschiedenen hohenheimischen Doktortitel und dessen eheloses Leben erklären soll. Er führt nämlich jene auf eine Verleihung durch den Fürstabt von Einsiedeln zurück und dieses auf eine höhere Weihe, welche er im Kloster Einsiedeln erhalten haben soll. Wir lassen hier die amüsante Stelle wörtlich folgen:

„Paracelsus nennt sich häufig und offenbar mit einem gewissen Stolz „Eremita". Sein Geburtsort Einsiedeln war, und ist bis heute, eine Benediktinerabtei. Die Benediktiner aber waren seit ihrem Stifter höhere Lehrer und verzeichneten auch die Medizin als Lehrfach in ihrem Unterrichtsplan neben der Theologie. Daß einzelne oder vielleicht alle Aebte in letzterem Fache promovieren durften, dürfte in ihrer höheren Lehrerstellung begründet sein, einzelne hatten wohl als „Reichsfürsten" (oder auch als „Pfalzgrafen") das Recht (also rite), auch den medizinischen Doktortitel zu verleihen. Das träfe dann am ersten bei den Einsiedleräbten zu, die ja „Reichsfürsten" waren. Die Annahme nun, die wir im folgenden mit aller Reserve aufstellen, enthält dadurch eine Unterlage, die manches Dunkle in Paracelsus' Leben und Werden deuten ließe, wenigstens so lange, bis Sicheres feststeht. Sie widerspricht auch nicht der historischen Methodik.

„Paracelsus war „Eremita" nicht bloß dem Leibe, sondern auch seiner Vor- und Fachbildung nach: im Einsiedler Kloster ward er zum Theologen von Fach ausgebildet — seine theologischen Schriften tragen den Stempel der Fach-, nicht der Laienauffassung — erhielt als solcher eine der höheren Weihen (Diakonat, Subdiakonat) und blieb deshalb cölibatär; auch zum Doktor der heiligen Schrift ward er hier promoviert, welche Würde ja nur an (cölibatäre) Geistliche verliehen wird. Vor der eigentlichen Priesterweihe aber wandte er sich der Medizin, die er ebenfalls im Kloster (die Chirurgie bei seinem Vater) erlernte, als seinem späteren Hauptberufe zu und wurde auch darin zum Doktor promoviert. Dann zog er durch die Welt, behielt aber stets die Verbindung mit der Theologie und den Benediktinern bei, in deren Klöster er sich bekanntermaßen öfter aufhielt (St. Gallen, Pfäffers; vielleicht auch Reichenau und Disentis) und mit deren Aebten er gut stand. Darnach wäre Paracelsus als Klerikerarzt — und zwar als der größte — aufzufassen, deren es ja im Mittelalter viele gab (und in Oesterreich noch heute giebt). Mit dem Einsiedler Mutterkloster aber scheint er später am wenigsten Verkehr gehabt zu haben;

mit den roten Hütlen, den roten Kappenzipfeln und Talaren bedecken. [1])

Was aber vor allem die ganze medizinische Fakultät gegen Hohenheim in Harnisch gebracht zu haben scheint, das berührt dieser selbst deutlich mit den Worten des Entwurfes: „Sie lassen sich auch vermerken, daß mein Lesen und die Offenbarung meiner Kunst und der Arznei nie in Gebrauch gewesen, also jedermann zu unterweisen.“ Da er, wie oben angedeutet, mit einer vielhundertjährigen Gewohnheit brechend keinen der alten medizinischen Klassiker, sondern seine selbst verfaßten und in deutscher Sprache geschriebenen Arzneibücher vortrug und erklärte, wurde er nicht nur bezüglich seiner Bildung und Fähigkeit von der ganzen Fakultät verdächtigt, sondern es mochte sich der Unwille gegen den unbotmäßigen Neuerer, den sie damals schon Lutherus Medicorum schimpften, bis zur Verachtung steigern, als man hörte, er bediene sich bei seinen Vorlesungen nicht der lateinischen, sondern der deutschen Sprache, was bis anhin noch niemand gewagt hatte. Seitens seiner Zunftgenossen lohnte man ihm dies angeblich un-

---

vielleicht hatte ihn bei diesem sein pro tempore großer religiöser Freisinn, seine Offenheit und sein aufbrausender Charakter, vielleicht auch gerade seine ärztliche Thätigkeit mißliebig gemacht.“

Hätte sich Herr Baas nur oberflächlich über die Geschichte des Stiftes Einsiedeln unter dem Fürstabt Conrad III. von Hohenrechberg, der von 1480—1526 regierte, informieren lassen, so würde er seine lebhafte Phantasie besser gezügelt und seine Annahme als mit jeder „historischen Methodik“ unvereinbar gefunden haben. Unter Conrad III. durchlebte das Stift in jeder Beziehung seine traurigste Periode. Zu Anfang von dessen Regierung bestand der Einsiedler Konvent aus zwei und bei dessen Tode aus einem Mitgliede. Schulen besaß das Kloster damals keine, so daß Paracelsus nicht einmal theologische, geschweige denn medizinische Studien hätte machen können. Kein Abt von Einsiedeln besaß unseres Wissens einen medizinischen Doktortitel. Auch gehörte die Verleihung eines solchen Titels ebensowenig zu den Privilegien der Fürstäbte, als die Erteilung von Subdiakonat und Diakonat. — Wir bedauern aufrichtig, daß Herr Baas den großen Arzt nicht gleich zum Benediktiner gemacht hat, denn es wäre doch eine große Freude gewesen, hätten wir diesen so berühmten Mann „Confrater“ nennen dürfen!

[1]) 4⁰—Ausg. II. S. 337 f.; V. S. 183.

verzeihliche, bäuerische Vorgehen mit der böswilligen Verdächtigung, er sei überhaupt der Sprache der Gelehrten nicht mächtig gewesen. [1])

Paracelsus begnügt sich aber nicht damit, den hohen Rat gegen die Maßnahmen der Fakultät und die verletzenden und neidischen Schmähreden seiner Kollegen in die Schranken zu rufen, sondern benutzt zugleich seine Eingabe, um den hohen Magistrat auf einige ihm in seiner Amtsausübung als Stadtarzt fühlbar gewordene Mängel im städtischen Apothekerwesen aufmerksam zu machen und um deren Abstellung zu bitten. Zu diesem Zwecke wünscht er, daß nach Notwendigkeit die Apotheken durch Sachverständige visitiert und die Apotheker über ihre Tüchtigkeit und Erfahrung examiniert werden sollen und „daß keine Arzneimittel von Kindern, welche in der Schrift und mit den Materialien unerfahren seien,“ abgegeben werden dürfen. Dann will er alle heimlichen Abmachungen zwischen Aerzten und Apothekern abgestellt und, um allem Ueberfordern vorzubeugen, in den Apotheken feste Taxen eingeführt wissen. Was aber bei den Basler Aerzten vor allem verstimmen mußte, war die Forderung, daß die Rezepte Untauglicher zur Prüfung, beziehungsweise zur Kassie-

---

[1]) Diese Verdächtigung wurde besonders durch Conrad Geßner verbreitet, der in seiner Bibliotheca universalis, Zürich 1545, Fol. 644 über Paracelsus das Folgende schreibt: Theophrastus Bombast ex Hohenheim, natione Germanus, Eremita, utriusque medicinæ professor: alicubi se Paracelsum vocat. Germanice scripsit interpretationem cometæ, qui apparuit apud nos anno 1531, quo et libellus apud nos impressus est. Galenum, Hippocratem et omnes veteres medicos contemnebat. Vidi chartam impressam Basileæ, anno 1527, qua promittit, se longe alio modo omnes medicinæ partes edocturum, quam a priscis medicis factum esset: erat autem amplo stipendio Basileæ conductus, et plærumque in Gymnasio Germanice docebat, ob imperitiam opinor Latinæ linguæ: sed nihil egregii eum præstitisse audio, quin potius impostorem fuisse, ac frequenter narcoticis ex opio medicamentis usum. Reliquit de chirurgia opus Germanicum. De gradibus et compositionibus receptorum ac naturalium libros 7 Latine, ad Christophorum Clauserum nostrum, apud quem eos vidi manuscriptos, dictionibus et sententiis obscuris, barbaris, affectatis, ineptis. Obiit, ni fallor, ante aliquot annos. Composuit etiam ad abbatem S. Galli nescio quæ theologica opera, quæ publicata non puto.

rung derselben dem Stadtarzt übermittelt werden sollten, was selbstverständlich mit einer Kontrollierung der praktischen Aerzte durch den Stadtphysikus gleichbedeutend war.

Wenn wir auch die vom hohen Magistrate getroffenen Entschließungen in Sachen der von Hohenheim in „bester, guter, treuer Meinung" eingereichten Beschwerdeschrift nicht kennen, so spiegelt sich doch darin deutlich sein rastloses und zielbewußtes Eifern gegen den alten Schlendrian in Schule und Praxis, was allerdings einer unüberbrückbaren Kluft zwischen ihm und seinen in den alten Lehren grau gewordenen Kollegen rief und einen unversöhnlichen, auf beiden Seiten mit Heftigkeit und Bitterkeit geführten Kampf heraufbeschwor.

Daß sich in diesem Streite die Apotheker entschieden auf die Seite der alten Schule oder, um mit Paracelsus zu reden, der „Barettlins Leut" stellten, erklärt sich nicht nur zur Genüge aus dem Inhalte der Hohenheimschen Eingabe an den Magistrat, sondern noch mehr aus den zahlreichen Stellen seiner Schriften, wo er oft mit köstlichem Humor, oft aber auch mit beißendem Spott über diese geldgierige Bande herfährt. Es ist keine schwierige Aufgabe, in den paracelsischen Schriften derlei Aeußerungen zu finden, denn beinahe in jedem Bande der Huserschen Sammelausgabe verweisen die weitläufigen Register auf eine ansehnliche Zahl von Sätzen, in welchen Theophrastus die Apotheker Suppenwüst und Sudelköch und dergleichen nennt, welche in der Küche nur rumpeln, umspülen, sudeln und delken, aller Büberei voll sind und Schwaderlappen machen, welche die Säue nicht mögen. [1]) Wenn diese gute Arzneien mit Zucker und Honig korrigieren, so sind ihm dies grobe Eselsstuck, und er findet deshalb in den Apotheken nichts als ABC-Schützerei, Filzerei und Bacchanterei. [2]) Nicht der dritte Teil von dem sei gut, sagt er in seiner sechsten Defension, was er aus den Apotheken bekomme, bisweilen sogar

[1]) Vgl. Chirg. Bücher und Schriften. S. 76; S. 172 (Cap. XIX. Von Corrigierung der Apotekerischen Impostur). — 4°—Ausg. II. S. 65 f.; S. 68 f.; S. 215.

[2]) 4°—Ausg. II. S. 77; S 134.

gar nichts; bald geben sie quid pro quo, bald wieder statt dürren Kräutern verlegene und schimmlichte. Wenn er aber, so klagt Paracelsus weiter, solche Dinge in seiner angeborenen Weise an den Tag ziehe, so sagen die Dickenbacker erst noch, das sei eine zornige und wunderliche Weise. [1]) Den wahren Grund indes, warum ihm die Apotheker nicht hold seien, findet der unerschrockene Stadtarzt in seinen, von den übrigen Aerzten vollständig abweichenden kurzen, nicht auf vierzig oder sechzig Stück gehenden Rezepten, wodurch den Apothekern allerdings ihre Büchsen nicht geleert und ihnen nicht so viel Geld zugetragen werde, wie dies durch die Rezepte seiner Herren Kollegen geschehe. Endlich spottet er wieder ihrer geringen Kenntnisse im Latein und rühmt ihre Geschicklichkeit, die darin bestehe, daß sie große Häuser bauen, seidene Schauben tragen, auf Eseln reiten, Ratsherren und Burgermeister werden und auf die obern Trinkstuben zu gehen vermögen. [2]) Auch die „Lumina Apothecariorum“, ein Buch, worin die damaligen Apotheker ihre Rezepte und Anweisungen für die Syrupe, Dekokte und derartige Arzneimittel fanden, läßt er nicht ungeschoren durch: er spottet über diese lumina und glaubt, daß derjenige sogar mehr sieht, dem die Augen ausgestochen werden, dann der Apotheker Augen sehen. [3])

Sowohl Aerzte als Apotheker waren durch eine solche Sprache verletzt und durch die von ihrem Stadtarzt gegen sie angestrengten Maßnahmen erbittert. Die dem Universitätsprofessor abverlangte Prüfung werden indes seine Gegner wohl kaum zu stande gebracht haben. Denn abgesehen davon, daß bei seiner Berufung die definitive Anstellung von keinem Colloquium abhängig gemacht worden war, hätte Paracelsus schon deshalb den Kollegen auf keine Fragen geantwortet, weil er sich mit seinen neuen Anschauungen und reichen Naturkenntnissen unerreichbar hoch über die übrigen Aerzte erhaben glaubte. Sicherlich wäre er nie zu

---

[1]) 4°—Ausg. II. S. 185.

[2]) Vgl. 4°—Ausg. II. S. 169 f. Dritte Defension: Von wegen der Beschreibung der Newen Recepten. — Chirg. Bücher und Schr. S. 629.

[3]) 4°—Ausg. IV. 324.

einer Prüfung zu bewegen gewesen vor denjenigen, die nur nichtige Nachschwätzer von Galenos und Avicenna waren, welche Paracelsus nicht würdig hielt, seine Schuhrinken aufzulösen. [1]) Er lebte eben schon damals in dem stolzen Selbstgefühl, unabhängig von der medizinischen Vergangenheit auf eigenen Füßen zu stehen, was mit aller Klarheit der Wahlspruch zum Ausdrucke bringt, der über den ältesten Bildern Hohenheims zu lesen ist: Alterius non sit, qui suus esse potest.

Wollte man aber dem Ausweichen einer Prüfung den Sinn beilegen, als wäre Paracelsus nicht in der Lage gewesen, über die alten medizinischen Klassiker seiner Fakultät Rede und Antwort zu stehen, so wäre man sicher in einem Irrtume befangen. Daß er sich den Inhalt der griechischen und arabischen Schriftsteller auf den hohen Schulen sowohl, als durch eigenen Fleiß wirklich angeeignet hat, dafür zeugen einmal unwiderleglich seine eigenen zahlreichen Werke, in welchen nicht selten auf die Theorien, die Aussprüche und Anweisungen der griechischen und arabischen Aerzte mit Citaten aus deren Schriften hingewiesen wird, dann aber auch durch seine eigenen Aussagen. So führt er beispielsweise einmal seinen Widersachern gegenüber an: „Ich bin wohl so stark und so heftig auf ihren Leyren gelegen als sie.“ Aber alsogleich fügt er auch mit aller Offenheit bei, warum ihn dieses Studium nicht befriedigen konnte: „Da ich aber sah, daß die Aerzte nichts anderes als töten, sterben, erwürgen, erkrümmen, erlahmen, verderben machen, und daß ihnen der wahre Grund der Arznei fehle, ward ich gezwungen, der Wahrheit in andern Wegen nachzugehen. Darnach sagten sie, ich verstünde den Avicenna nit, den Galen nit und ich wüßte nichts, was sie geschrieben; sie aber sagten, sie verstündens; und aus dem folget ihnen, daß sie erwürgten, ermördeten, verderbten, erlähmten mehr dann ich.“ Mit diesen und den hohen Schulen wolle er aber nicht nur im Leben, sondern auch noch nach dem Tode streiten: „Mehr will ich richten nach meinem Tod wider

---

[1]) Vgl. 4°—Ausg. V. S. 169.

euch, dann vorher: der Theophrastus wird mit euch kriegen ohne den Leib.“ [1])

Mit Sicherheit kann angenommen werden, daß die Streitigkeiten der medizinischen Fakultät mit Hohenheim erst im Verlaufe des Monats Mai 1527 endgültig beigelegt wurden, denn dieser konnte seine Vorlesungen erst anfangs Juni wieder eröffnen. Da sich der eifrige Dozent seinen Kollegen gegenüber, die bereits mit dem 1. Mai das Sommersemester begonnen hatten, in seiner Zeit verkürzt sah, wußte er diese dadurch zu strecken, daß er auch während der Hundstage (in diebus canicularibus), wo sonst an der Universität gefeiert wurde, seine Hörer um sich versammelte, um ihnen „de urinarum ac pulsuum judiciis“ und „de physiognomia quantum medico opus est“ zu lesen. [2]) Schon aus dieser einzigen Thatsache läßt sich ein Schluß auf den unermüdlichen lehramtlichen Eifer unseres Hochschullehrers ziehen. Diese Thätigkeit Hohenheims erhält aber noch bedeutend größern Glanz durch die von ihm ausgearbeiteten Vorträge, welche er in der Einladung zu seinen Vorlesungen selbst als Bücher bezeichnet. Die Zahl dieser Bücher, welche er teilweise mit aller Sicherheit, teilweise wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit den Vorlesungen zu Grunde gelegt, ist für die kurze Zeit seiner akademischen Wirksamkeit eine nicht geringe zu nennen.

Zu dem genannten Zwecke verfaßte er neben der bereits angeführten Schrift De urinarum ac pulsuum judiciis noch folgende: De gradibus et compositionibus Receptorum, ein Werk, das er fertig nach Basel mitbrachte; dann: De morbis ex Tartaro oriundis; De Icteritiis; XIV Libri Paragraphorum; Von offenen Schäden und Geschwüren; Prælectiones Chirurgicæ de Vulneribus; De modo pharmacandi; De modo phlebotomandi; Auslegung Aphorismorum Hippocratis; De præparationibus und die Scholia et observationes in Macri poëmata de virtutibus herbarum. Von einigen der bezeichneten zwölf Schriften

---

[1]) 4°—Ausg. II. S. 78 f.

[2]) 4°—Ausg. V. Append. S. 99 ff.

sind noch Kollegienhefte von Zuhörern vorhanden, welche zugleich Hohenheims Methode erkennen lassen; er diktierte zuweilen seinen Schülern kurze lateinische Lehrsätze, über welche dann seine Erklärungen in freiem Vortrage folgten. [1])

Daß Paracelsus seine Vorträge reichlich mit heftiger, um nicht zu sagen maßloser Polemik würzte und dabei unbesonnen nach rechts und links seinen Gegnern empfindliche Hiebe versetzte, läßt sich leicht aus seiner Heißblütigkeit und seinem stolzen Selbstbewußtsein herleiten. Die heftigsten Ausfälle galten den damaligen Hochschulen mit ihrem blinden Glauben an Galenus und Avicenna. Diese beiden letztern sind vor allem seine Prügeljungen, die er denn auch für alle Verirrungen der Medizin verantwortlich macht, und die von ihm unbarmherzig und bis zur Ermüdung durch alle seine Werke hindurch bis auf Blut und Knochen abgeschlachtet werden. Beide gelten ihm als einfältige Schwätzer und Klapperleute; Galenus nennt er mit Vorliebe einen Lügner und Gugelmann, Avicenna aber einen Ploderer und Küchenmeister. Dann giebt Paracelsus wieder spöttelnd zu, daß Avicenna es gut verstanden habe, seine Schule zu überlöffeln, stellt sich aber gleich wieder mit seinem Wissen unvergleichlich höher als seine Gegner und meint: „Ich bin euch allen und euern Fürsten Avicenna, Galen, Aristoteles genug gewachsen, und meine Glatze weiß mehr, denn ihr und euer Avicenna und all euere hohen Schulen." [2])

Als Ausdruck größter Erregtheit mag gelten, daß der hitzige Polemiker „die Summa der Bücher in das St. Johannisfeuer warf, auf daß alles Unglück mit dem Rauch in die Luft gehe", wie er selbst in der Vorrede zum Paragranum schreibt. Unter der Summe der Bücher sind aber nicht etwa die medizinischen Werke der griechisch-arabischen Schulklassiker zu verstehen, sondern einzig der Kanon des Avicenna, was wir mit Sicherheit aus einer andern Stelle des Paracelsus schließen können,

[1]) Vgl. Paracelsus-Forschungen I. S. 57.

[2]) 4°—Ausg. V. S. 185. Vgl. auch 4°—Ausg. II. S. 94; S. 127; III. S. 126. Chirg. Bücher und Schr. S. 256. S. 647 u. s. w.

wo er von der Verbrennung des Küchenautors spricht, mit welchem Titel er öfters Avicenna beehrt; die betreffende Stelle heißt: „Daß ihr mir so sehr verarget, darum daß ich den Küchen-Auctorem dermaßen verbrennt habe? so er in die Küchen gehört, so gehört er auch in das Feuer.“ [1])

8. Das Pamphlet.

Die Großzahl der akademischen Schüler Hohenheims hat ohne Zweifel dem feurigen Lehrer zugestimmt, seine Schimpfreden auf die Alten mit Behagen und lächelnden Mundes angehört und den symbolisch aufgeführten Feuertod des ketzerischen Avicenna mit Jubel aufgenommen. Obwohl die meisten Hörer mit humanistischer Vorbildung bei Paracelsus das medizinische Fachstudium pflegten, so gab es neben diesen gelehrten Akademikern auch eine ziemlich große Anzahl minderwertiger Elemente auf den Bänken der Fakultät, welche, des Lateins unkundig, von der deutschen Vortragsweise Hohenheims angezogen, namentlich in der Chirurgie und den übrigen niedern Heilverfahren Unterweisung und Fortbildung suchten, und von dem allberühmten Wunderdoktor besonders wirksame Geheimmittel zu erfahren hofften. Mit dieser unwissenden, aber dennoch großsprecherischen Sippe, welche wahrscheinlich der Universität nicht immatrikuliert war, machte Paracelsus später die allerschlimmsten Erfahrungen; für den Augenblick wurde ihm aber eine dritte Art von Zuhörern gefährlicher. Es saßen vor seinem Katheder auch solche, welche im Auftrage einiger Basler Aerzte oder der ganzen medizinischen Fakultät, aus seinen mit Polemik reich gespickten Vorträgen offenbar Stoff zu Anklagepunkten gegen den unbequemen Medizinprofessor sammeln sollten. Eine Frucht dieses schmählichen, hinterlistigen Treibens wurde bald zu Tage gefördert in der Form eines wüsten Pamphletes, das sich eines Sonntags in der Frühe an den Hauptkirchen und an der neuen Burse in der Kleinstadt, also an den

[1]) 4°—Ausg. II. S. 11. IV. S. 372. — Für Hohenheims Aufenthalt in Basel kann auch nachgesehen werden: Fischer, Paracelsus in Basel, in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte, 5. B. Basel 1854.

Hauptverkehrspunkten von Basel, angeschlagen fand. Die in gut gebauten lateinischen Distichen abgefaßte Schmähschrift befindet sich heute noch im Basler Staatsarchiv [1]) und lautet in deutscher Uebersetzung:

[1]) Zugleich mit der zweiten Eingabe Hohenheims an den Stadtrat von Basel zum erstenmal mitgeteilt in Paracelsus-Forschungen II. S. 35. Der lateinische Text lautet:

Manes Galeni adversus Theophrastum, sed potius Cacophrastum.

Audi qui nostræ lædis præconia famæ,
Et tibi sum rhetor, sum modo mentis inops,
Et dicor nullas tenuisse Machaonis artes,
Si tenui, expertas abstinuisse manus.
Quis feret hæc? viles quod nunquam novimus herbas
Allia nec cepas: novimus helleborum.
Helleborum cuius capiti male gramina sano
Mitto, simul totas imprecor anticyras.
Quid tua sint fateor spagyrica sompnia, Vappa,
Nescio, quid sit ares, quidve sit yliadus
Quidve sit Essatum et sacrum inviolabile Taphneus,
Et tuus Archæus, conditor omnigenus.
Tot nec tanta tulit portentosa Africa monstra,
Et mecum rabida prelia voce geris?
Si iuvat infestis mecum concurrere telis,
Cur Vendelino turpia terga dabas?
Dispeream si tu Hippocrati portare matellam
Dignus es, aut porcos pascere, Vappa, meos.
Quid te furtivis iactas cornicula pennis?
Sed tua habet falsas gloria parva moras,
Quid legeres? stupido deerant aliena palato
Verba et furtivum destituebat opus.
Quid faceres demens, palam intus et in cute notus,
Consilium laqueo nectere colla fuit.
Sed vivamus, ait, nostrum mutemus asylum,
Impostura nocet, sed nova techna subit,
Iamque novas MACRO cur non faciemus Athenas?
Nondum auditorium rustica turba sapit.
Plura vetant Stygiæ me tecum dicere leges,
Decoquat hæc interim, lector amice vale!

Ex inferis.

Des Galenus Schatten wider Theophrasten oder besser Kakophrasten.

Höre, der du besudelst den herrlichen Ruhm meines Namens,
  Bald ein geschwätzig Maul, bald einen Narren mich schiltst!
Wie? ich hätte von Machaons Kunst auch nicht einen Hochschein?
  Hätte zum mindesten nie kundiger Hand sie geübt?
Unerträglich! Hab' ich auch nie so verächtliche Kräuter,
  Zwiebeln und Knoblauch gekannt: Nießwurz, die kenne ich wohl.
Nießwurz sende ich dir, dieses Kraut für verrückte Gehirne;
  Jeder Narrenkurort sei dir empfohlen zugleich!
Freilich kenn' ich sie nicht, deine alchimistischen Träume,
  Weiß nicht, was Ares soll sein oder dein Yliadus,
Kenn' dein Essatum nicht, noch des Taphneus göttlich Getränke
  Und deines Archäus [1]) allerhaltende Kraft.
Doch ganz Afrika zählt nicht so viele Zauberessenzen:
  Und du, tollwütiger Lump, zankst dich in Worten mit mir?
Treibt dich der Kitzel, mit mir dich zu messen mit feindlichen Waffen,
  Ei, wie mochtest du flieh'n schimpflich vor Wendelins Wort?
Wahrlich, Hippokrates' Nachttopf zu tragen, bist du nicht würdig,
  Bist wahrhaftig nicht wert, mir auch nur Sauhirt zu sein.
Was stolzierst du, erbärmliche Kräh', in gestohlenen Federn?
  Warte, dein trüg'rischer Ruhm schwindet dir schnelle dahin!
Oder nicht? Schau, unrecht Gut konnt' nimmer gedeihen,
  Und das gestohlene Zeug ließ dich gar balde im Stich.
Was war zu thun, Narr! jedem bekannt von innen und außen?
  Dich zu erhängen am Strick, das war dein kühner Entschluß.
„Nein, lieber leben!" so spricht er, „lieber den Aufenthalt wechseln!
  „Fälschen zieht nicht; doch ich hab' nun einen andern Plan.
Wie, wenn ein zweites Athen, ein zweiter Makro ich schüfe?
  Hat doch zum Glück auf dem Land keiner der Hörer Verstand."
Weiter mit dir noch zu sprechen, verbietet mir stygische Satzung.
  Soviel für heut zum Verdau'n! Freundlicher Leser, leb wohl!

Aus der Hölle.

---

[1]) Für einige hier als unverständlich aufgeführte Bezeichnungen Ares, Taphneus u. s. w. giebt Adam Bodenstein in seinem dem Opus Chirurgicum, Cöln, 1575 (Bibliogr.-Paracels. No. 135) beigegebenen Onomasticum (Auslegung heimlicher paracelsischer Wörter) folgende Erklärungen: Archæus: id

Wie muß nicht unser stolzer Sanguiniker im heftigsten Zorn und Aerger aufgebraust sein, als ihm der Schandzeddel überbracht wurde? Dieser Brief des Galen, aus der Hölle an ihn geschrieben und mit dem beißendsten Spott und den entehrendsten Anklagen gewürzt, war mehr als geeignet, des hitzigen Stadtarztes Zorn und Rache zu entfesseln. Die wohlgezielten Pfeile der Schandverse besudelten seinen Namen, verspotteten seine Heilmittel, stellten den Gelehrten unter die verrücktesten Narren, verlachten seine neuen Theorien und Anschauungen, welche sich vorzüglich, wie wir noch sehen werden, an die Wörter Ares, Yliadus, Essatum, Taphneus und Archæus knüpften, höhnten ihn wegen seines Mißerfolges bei einer Disputation und häuften überhaupt allen erdenklichen Schimpf auf den verhaßten Neuerer.

In seinem Grimme wandte sich Hohenheim in einer zweiten Eingabe, ähnlich wie früher, an den Stadtrat, den er wieder um nachdrückliche Hilfe in seiner Bedrängnis anruft. Diesmal aber ist der Ton der Schrift äußerst gereizt und läßt deutlich erkennen, daß Paracelsus heute zum letztenmal die Hilfe des Magistrats gegen seine Feinde anruft und daß er für den Fall einer weitern Kränkung sich zu seinem Rechte zu verhelfen selbst Mittel und Wege finden werde.

Die Eingabe, welcher Paracelsus eine Abschrift des Schandpoëms beilegte, hat mit Umschreibung einiger alten Wendungen folgenden Wortlaut:

„Meinen strengen, edlen, festen, ehrsamen, fürsichtigen, weisen, günstigen gnädigen Herren. In der nicht weiter zu ertragenden Neckerei und in sichtlicher Bedrängnis steht es, wie gebührlich, dem Betroffenen zu, seine Obrigkeit, welche ihm Gutes zu thun pflichtig und schuldig ist, um Schutz, Rat und Hilfe anzurufen. So bin ich als euer von euch gestrengen, ehrsamen und weisen Herren angestellter Stadtarzt genötigt, euch meinen gnädigen

---

est, dispositio naturæ, id est, natura ita disposita. Est conservatrix rerum. Ares: dicitur iste, qui formam vel speciem rerum ordinat, quod hæc herba aliam speciem quam alia habet. Est prima natura rerum. Taphneus: est medicina mundata.

Herren anzuzeigen, daß einer am letztvergangenen Sonntag wider mich nachteilige Schmach- und Schandverse unter einem erdichteten Namen an die Domkirche, zu St. Martin, zu St. Peter und an die neue Burse früh vor Tag angeschlagen hat. Ein solcher angeschlagener Zeddel ist mir hernach zu handen und zu lesen überbracht worden, den ich hier, edle, strenge, ehrsame, weise Herren, beilege und so, wie er angeschlagen gewesen, zustelle. Aus der Besichtigung und genauen Untersuchung desselben werdet ihr finden, daß solche Schmachverse als mir nachteilig weder zu leiden noch zu dulden möglich sind; denn dergleichen und andere Schmach- und Schandworte mehr sind mir schon manchmal von einigen aus meinen Zuhörern, die sich mir in das Gesicht freundlich, hinter meinem Rücken aber feindlich (was ich jetzt wohl merken mag) zeigen, zugefügt worden, was ich bisher alles um des Friedens willen unbeantwortet und mit Stillschweigen habe hingehen lassen. Weil nun aber dieser Künstler sich beflissen hat, unter einem erdichteten Namen, und es unter seinem eigenen nicht zu thun gewagt hat, solche Schmachverse wider mich anzuschlagen, so habe ich doch aus guter Quelle soviel in Erfahrung gebracht (was man zu gutem Teil aus diesen Worten selbst, so er in seinen Versen zu meiner Schmach gebraucht, welche Worte ich täglich mit meinem Munde ausspreche und erkläre, vermerken kann), daß dieser aus meinen täglichen Zuhörern und Aufmerkern einer ist. Vorlängst schon habe ich beobachtet, daß ich etliche Zuhörer habe, welche andere Doktoren der Arznei wider mich zu schreiben und zu schmähen anreizen und aufstiften.

„Darum, meine strengen, edlen, festen, ehrsamen, fürsichtigen, weisen, gnädigen Herren, ist dies meine endliche Forderung und Begehr, euere strenge, ehrsame Weisheit wolle wegen der vorerzählten Ursachen (weil aus denselben sich wohl ergiebt, daß sämtliche Schmachverse einer aus meinen Zuhörern gemacht hat), alle meine Zuhörer vor sich berufen, ihnen die Schmachverse vorhalten, um dadurch zu erfahren, welcher unter ihnen derjenige sei, der solche geschrieben, angeschlagen und mir zugefügt hat, um dann mit demselben, wie sich's gebührt, zu verfahren. Denn wenn ihr,

meine gnädigen Herren, für mich nicht einstehen werdet und ich weiter geursacht würde, euch anzurufen, oder wenn ich gar aus hitzigem Gemüte etwas Ungeschicktes anfangen würde und ich nachher noch mehr geneckt werden sollte, könnte man mir mit Fug nicht zumuten, solche zu leiden noch zu gedulden.

„Solches will ich euch hiemit angezeigt haben, der ich mich mit Unterthänigkeit gehorsamst empfehle

Euer, strenge, edle, weise Herren
gehorsamer unterthäniger

Theophrastus von Hohenheim
der Arznei Doktor und Stadtarzt."

Nicht schwer liest man zwischen den Zeilen des in aller Aufregung niedergeschriebenen Briefes eine bis zum Reißen der Geduld gesteigerte Mißstimmung gegen den Magistrat von Basel heraus. Es bedurfte nur noch der leisesten Unbild, und der gereizte Stadtphysikus und Universitätsprofessor schlug in seinem Zorne los; schon die Nichtbeachtung seines naiven Vorschlages, in welcher Weise gegen die Delinquenten vorgegangen werden soll, konnte einen Anlaß dazu bieten.

9. Hohenheims Rache.

Hohenheim hat sich aber nicht damit zufrieden gegeben, seinen oder richtiger seine Pamphletisten dem Magistrate zur Maßregelung überwiesen zu haben, er wollte auch selbst an seiner ganzen Gegnerschaft, die ihn schon früher in einer Schmähschrift „Laudanum sanctum" [1]) zur Zielscheibe ihrer Verdächtigungen gemacht, empfindliche Rache nehmen. Und er nahm auch wirklich Rache, stieß den Schatten des Galenus mit seinem ganzen Anhange wieder in die Tiefen des Höllenpfuhles hinunter und zahlte mit vollgerütteltem Maße die erlittenen Kränkungen zurück.

Diesen Racheakt vollzog Paracelsus in der Vorrede zu seinem Werke Paragranum, [2]) welches er zur Darstellung

[1]) Vgl. Paracelsus-Forschungen II. S. 37 ff.

[2]) 4°—Ausgabe II. S. 5—21.

seines medizinischen Systems bestimmt hatte. Hier macht er von einem Satze seiner „Bertheonea“ unbestritten Anwendung, wo er nämlich sagt: „Jetzt wollen wir einander den Pelz erwäschen und weder der roten Hütlein noch der großen Namen schonen und das Maß, so ihr ausgegeben habt, müßt ihr vom Theophrasto hundertfältig empfangen; jetzt liegt es am Treffen und in keinem Spiegelfechten.“ [1]. Die 17 Quartseiten umfassende Vorrede scheint stellenweise ganz unter dem ersten Eindruck der Basler Schandverse und begleitet von einem gewaltigen Zornausbruche geschrieben zu sein; und doch wissen wir, daß sie erst nach verschiedenen Entwürfen, welche uns Huser in seiner Sammelausgabe (4°—Ausg. V.) unverkürzt mitgeteilt hat, anfangs 1530 endgültig zu Papier gebracht wurde, — ein Beweis, wie tief der Stachel eingedrungen war. Weil diese Vorrede wie keine andere Stelle der paracelsischen Schriften Aufsehen erregte und, da man ihren Zusammenhang mit den Basler Ereignissen nicht kannte, den Verfasser in das allerschlimmste Licht brachte, geben wir hier die Hauptpunkte mit Verdeutschung älterer Ausdrücke wörtlich wieder.

Zunächst erklärt Hohenheim einleitend, daß er in gegenwärtiger Schrift Paragranum sein Herz offenbaren und die Grundsätze angeben wolle, auf welche sich seine bisherigen Schriften, die er einzeln aufzählt, stützen. Dann tritt gleich der Polemiker auf den Plan und rückt den Gegnern mit seinen spitzigen Waffen auf den Leib. Diese, so führt er aus, verargen ihm gar sehr, daß er anders schreibe als sie, und „brummeln“ über seine Schriften, weil sie sich darin betroffen fühlen, oder, um Hohenheims eigene Worte anzuführen, weil er ihnen den Herzbendel treffe. Er könne indes nicht anders als aus der Erfahrung schreiben und müsse von den Alten schon deshalb abweichen, weil sich deren Schriften selbst als falsch erweisen. Seine Bücher seien auf besserem Grunde eingewurzelt, und dieser treibe ihm die Sprößlein zur rechten Maienzeit hervor. Dieser Grund aber, aus welchem seine Schriften

[1] Chirg. Bücher und Schr. S. 342.

hervorwachsen und die Säulen, auf welchen er mit seiner Arznei fuße, seien diese: Philosophie, Astronomie, Alchimie und Tugend. Unmöglich könne einer ein rechter Arzt sein, der in diesen vier Dingen nicht erfahren sei, denn das sei Fels und nicht Sand. Dann erhebt sich Paracelsus zu höchster Begeisterung, aber auch zu erzderber Rede und ruft seinen Gegnern zu:

„Wie ich aber die vier Säulen für mich nehme, also müßt auch ihr sie nehmen und müßt mir nach, ich nicht euch nach; ihr mir nach, Avicenna, Galene, Rhasis, Montagnana, Mesue, mir nach und nicht ich euch nach. Ihr von Paris, ihr von Montpelier, ihr von Schwaben, ihr von Meissen, ihr von Köln, ihr von Wien und was an der Donau und am Rheinstrom liegt, ihr Inseln im Meer, du Italia, du Dalmatia, du Sarmatia, du Athenis, du Griech, du Arabs, du Israelita, mir nach und ich nicht euch nach; von euch wird keiner im hintersten Winkel bleiben, an den nicht die Hunde kommen werden; ich werde Monarcha, und mein wird die Monarchie sein und ich führe die Monarchie und gürte euch euere Lenden. Wie gefällt euch Cacophrastus? diesen Dreck müßt ihr essen.

„Wie werdet ihr Cornuten es ansehen, wenn euer Cacophrastus ein Fürst der Monarchie sein wird? Und ihr Calefactores werdet Schlotfeger. Wie dünkt es euch, wenn die secta Theophrasti triumphieren wird? Und ihr werdet in meine Philosophie müssen und euern Plinium Cacoplinium heißen und euern Aristotelem Cacoaristotelem heißen und ich werde sie und euern Porphyrium 2c. in meinem Dr... taufen mitsamt euerer Gevatterschaft. Das wird mir zuwege bringen die vis mineralis und die generatio mineralium, und was zwischen den zwei Polis liegt, wird mein Harnisch sein, um euere Astronomie und Aderlaßtafelkunst in den Pilatus See zu werfen. Die Alchimie muß mir aber euern Aesculapium, euern Avicennam, euern Galenum und euere Scribenten alle in ein Alkali versieden und im Reverber bis auf die hintersten Feces verbrennen, und der Vulkanus muß Schwefel und Pech, Salpeter und Oel angießen, und säuberer müßt ihr noch gereinigt werden dann das Gold durch das Feuer. Ihr müßt durch das

Spießglas, da will ich dann sehen, wie ihr einen König gegen Boden setzt: über den Tuffstein will ich euch pallieren lassen. Und die Tugend als vierte Säule wird aus euch ein größeres Spektakul machen als die Juristen über keinen malefactorem erdacht haben. O wie werden die von euch verderbten Kranken lachen! O eueres armen Galeni Seel; wäre er unsterblich geblieben in der Arznei, so wären seine Manes nicht in den Abgrund der Höllen vergraben worden, daraus er mir geschrieben hat, deß Datum in der Hölle stand.[1]) Ich hätte nicht vermeint, ich hätte wahrlich nicht vermeint, daß der Fürst der Aerzte dem Teufel sollte in podicem gefahren sein. Sollte das ein Fürst der Arznei sein und die Arznei auf ihm stehen, dann müssen die größten Schelmen in der Arznei sein, so unter der Sonnen leben; sie beweisen es auch wohl, daß sie ihm treulich nachfolgen.

„Wenn ich auch keine andere Hilfe wider euch hätte als allein die Zeugnisse der Kranken, wie groß würde ich geachtet werden in der Monarchie? Noch viel mehr werde ich in der Monarchie stehen, so ich euch neben der Kranken Kundschaft mit einer vierfachen Fakultät überwinde und bringe es dahin, daß ich euch lehre und ihr nicht mich. Was ich von euch gelernt habe, das hat der ferndrige Schnee gefressen. Ich hab die Summa der Bücher in Sankt Johannisfeuer geworfen, auf daß alles Unglück mit dem Rauch in die Luft gang. Und also ist gereinigt worden die Monarchie und sie wird von keinem Feuer mehr gefressen werden. Ihr aber habt's bevor."

Es wird dann nachgewiesen, daß die Aerzte der alten Richtung ihre Kunst auf einen faulen Grund gebaut haben und diese nur dazu gebrauchen, „um Weib und Kind aufspiegeln zu können". Für Paracelsus sind und bleiben als wahres Fundament der Heilkunde seine vier genannten Säulen und Ecksteine; nur wer durch diese in die Arznei komme, gehe zur rechten Thüre herein. Hohenheim drückt diese Gedanken in seiner urwüchsigen drastischen

---

[1]) Vgl. auch 4°—Ausg. VI. S. 399.

Art auf folgende Weise aus: „Also ist die Ordnung in die Arznei zu gehen, nicht aber oben zum Säuloch hineinzusteigen. Und darum, daß ich dahin dringe, soll ich ein verworfenes Glied der hohen Schulen sein, ein Ketzer der Fakultät und ein Verführer der Discipeln und wollen mich überzeugen mit den falschen Geschriften Galeni, Avicennæ 2c. Und also wollt ihr medici mich umstoßen. Ich werde grünen und ihr werdet dürre Feigenbäum werden."

Weiter wendet er sich im Zorn und Uebereifer gegen seine Amtsbrüder auf der hohen Schule und wirft ihnen vor, daß sie nicht in den wahren Heilmitteln und Geheimnissen unterweisen, sondern daß die „auditores ersauffen müssen in ihren decoctionibus und mixturis und sollten sie auch daran erworgen." Komme aber einmal seine Medizin gehörig zum Durchbruch, dann sei es mit den alten Aerzten aus und „der Teufel im Hungertuche wird alsdann ihren Weibern die dünnen Leftzlin färben und die spitzigen Näslin putzen". Dann verlacht er wieder den Doktoreid, mit dem die von den hohen Schulen Abgehenden doch nichts zu beschwören und nichts anderes als Lappenwerk zu beeiden hätten und meint, „diese trügen den Eid wie Esel die Säcke von der Mühli". Endlich verspottet er ihre Heilmittel, nennt die ganze Kunst Kälberarznei und fährt dann fort: „Ich sage euch, mein Gauchhaar im Gnik weiß mehr dann ihr und alle eure Scribenten, und meine Schuhrinken sind gelehrter als euer Galenus und Avicenna, und mein Bart hat mehr erfahren dann alle euere hohen Schulen. Ich will die Stund greifen, daß euch die Sew im Kaat müssen umbziehen. Wie gefällt euch der Peregrinus, wie gefällt euch der Waldesel von Einsiedlen? Brecht herfür! Was steckt in euch? Könnet ihr disputieren? Warum fangt ihr's nicht an?"

Kurz Theophrastus überschüttet in dieser Vorrede und den Entwürfen dazu mit allem nur erdenklichen Spott und mit dem beißendsten Witz seine Widersacher; er zeichnet sie als talarische und ringlerische Doktores, als auswendig in den Kleidern gemalte Aerzte und inwendig schelmische Juden, als Plererärzte und Gleißner, dann heißt er sie wieder Narren und Esel, Büffel und Clamanten, Läusjäger, Läustrinker und Läussträhler, Guckgeuch, Küchengeuch

und talarische Gaukler, Kratzer, Schelmen, Buben und Bescheißer, lausige Bader und Scherer; um endlich das Maß voll zu machen und ja keinen Ehrentitel zu vergessen, faßt er diese alle in folgen-



Paracelsus in der Klosterbibliothek Einsiedeln.

der Weise zusammen: „wie übel wird es euch auf den Buckel drucken, wenn ihr Ohren sechs Ellen lang tragen werdet, denn Johannes in Apocalypsi hat seltsamer und ungeschaffner Tier nie gesehen, denn ihr seid.“

Hohenheim war sich wohl bewußt, daß er in dieser Vorrede allzureichlich Salz und Pfeffer auf das Haupt seiner Gegner gestreut und sucht sich deshalb gegen den Schluß der Vorrede mit den Worten zu rechtfertigen: „Ich will euch Auditores und Leser ermahnt haben, mir diese Vorrede in kein Hochmut zu urteilen, noch in eine martialische Art, sondern habe nur Gleiches zu Gleichem verordnet." Oder er wollte damit, wie er in einem Briefe an die Stände von Kärnten auseinandersetzt, in den Augen seiner Feinde, welche ihm in den seinigen die Mücken ausräumen wollten, „die Wiesbäum mitsamt den Mucken anrühren." [1])

Wer die rohe und derbe Schreibart damaliger Zeit und zugleich den Zweck Hohenheims berücksichtigt, Gleiches zu Gleichem zu verordnen, das heißt die erlittenen Schmähungen und Unbilden, welche in dem Basler Schmähgedicht den Höhepunkt erreicht hatten, freilich mit Zins und Zinseszins heimzuzahlen, der wird die derb gehaltene Vorrede, wenn auch nicht entschuldigen, so doch einigermaßen verständlich finden. Aber gerade diese Rechtfertigung im Schlußabsatz der Einleitung zum Paragranum haben viele Beurteiler des Paracelsus weder beachtet noch überhaupt den Zusammenhang des ganzen interessanten Schriftstückes mit den Basler Ereignissen gekannt. [2]) Daher kommt es denn, daß Paracelsus nur nach dieser Vorrede beurteilt, einerseits einer maßlosen Selbstüberhebung und eines ungenießbaren Hochmutes geziehen, und anderseits wegen des Briefes aus der Hölle als gottlos, vom Teufel besessen und mit dem leibhaftigen Bösen als persönlich verbündet, gebrandmarkt wurde. [3])

Aus der Thatsache, daß Paracelsus sogar nach mehreren Jahren, da wo er in seinen Schriften auf das Basler Pamphlet zu sprechen kommt und die darin enthaltenen Anschuldigungen mit Entrüstung zurückweist, so heftig, derb und ausgesucht grob werden

---

[1]) 4°—Ausg. II. S. 146.

[2]) Die Paracelsus-Forschungen II. S. 42 ff. wiesen zuerst auf diesen Zusammenhang hin.

[3]) Vgl. Athan. Kircher, l. c. II. tom. fol. 278 seq. 296 seq.

konnte, dürfen wir unbedenklich den Schluß ziehen, daß er in Basel zur Zeit der ihm unmittelbar zugefügten Unbild noch in unvergleichlich gereizterer Stimmung war. Ob der zu Hilfe gerufene Magistrat etwas zu Gunsten seines Physikus und Ordinarius gethan hat, wissen wir nicht, soviel aber können wir teils aus den folgenden Ereignissen, teils auch aus einzelnen Andeutungen in seinen Schriften entnehmen, daß seine Mißstimmung gegen den Magistrat aufs äußerste gestiegen war und daß ihm auch die Großzahl seiner Schüler keineswegs mehr entsprach. [1])

10. Die Flucht aus Basel.

Den vollständigen Bruch des tief erbitterten Theophrastus mit dem Stadtrat und die Zerstörung nicht nur seiner akademischen Thätigkeit sondern seines ganzen Lebensglückes führte folgende durch Andreas Jociscus (1569) und Christian Wurstisen in seiner Basler Chronik (1580) mitgeteilte Streitigkeit herbei. Der Basler Domherr Cornelius von Lichtenfels konnte für seine durch ein schweres Magenleiden sehr herabgekommene Gesundheit bei den Aerzten keine Hilfe mehr erhalten und bemerkte deshalb vor Doktor Theophrastus, er wolle jenem hundert Gulden schenken, der ihn heilen könnte. Theophrastus ging auf das Anerbieten ein und gab ihm drei Pillen des Laudanum, seines geschätztesten Heilmittels. Der Domherr, welcher auf die Arznei ziemlich gut schlafen konnte und sich überhaupt besser fühlte, schickte dem trefflichen Arzte hernach „sechs Guldin zur Verehrung und ließ ihm sehr danken." Theophrastus war aber damit keineswegs zufrieden, sondern wollte die verabredeten hundert Gulden haben, die ihm jener jedoch nicht geben wollte. Die Sache kam vor die Richter, welche aber zu Hohenheims Ungunsten entschieden und ihm für seine Gänge und die überreichte Arznei nach ihrem Gutdünken Belohnung zuerkannten. Darob, daß ihm Laien die verabfolgte Medizin zu ge-

[1]) Zum Basler Aufenthalt vergleiche auch: Marx, Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim, Göttingen 1842, S. 50 ff. — Escher, in Ersch und Grubers Encyklopädie, III. Sektion, 11. T. Leipzig 1838. S. 287 f. — Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte, 3. Cyklus, Zürich 1860. S. 7 f.

ring anschlugen, wurde er heftig zornig, schimpfte auf die Richter los oder um mit Wurstisen zu reden „bochete mit etlichen Worten wider die Urteil und warf böse Karten aus". Dieser Reden und böser Karten wegen, worunter wir offenbar nichts anderes als eine Schmähschrift gegen Richter und Stadtrat zu denken haben, wurde Hohenheim bei der Obrigkeit verklagt, welche ihn sofort festzunehmen verordnete. Um dieser Strafe und Schande zu entgehen, verließ er auf Veranlassung einiger angesehener Freunde hin heimlich und in aller Eile Basel und floh ins Elsaß.

Der gelehrte Hochschullehrer und kühne Stadtarzt hatte höchste Zeit, sich Basels Staub von den Füßen zu schütteln, denn „wäre er auch nur eine halbe Stunde länger geblieben, so hätte ihn der Stadtrat, von Haß, Zorn und Mißgunst getrieben, aufgreifen und ihn nach Herzenslust traktieren lassen (pro libidine tractandum statuerit)", so berichtet Paracelsus selbst wehmütig wenige Wochen nach dem unliebsamen Abgang von der ihm lieb gewordenen Stadt. [1]) Mit den weitgehendsten Plänen sich tragend war er einst dem Rufe des Stadtrates an den glänzendsten Mittelpunkt der damaligen wissenschaftlichen Welt gefolgt, große Erfolge hatte er dort bereits erzielt, und viele Anregungen und Entwürfe waren noch im Aufkeimen, wuchsen lebensfroh heran und harrten einer freudeverheißenden Reife. Ein Beispiel dieser Arbeitsfreudigkeit in seiner Basler Zeit führt Hohenheim selbst in der am 15. März 1531 zu St. Gallen niedergeschriebenen Vorrede zum dritten Buch des Paramirum an, indem er sagt, „er habe in Basel schon begonnen, nicht mit kleinem Fleiß eine für Leib- und Wundarznei gemeinsame Theorie zu schreiben und zwar in der Hoffnung, damit viel Frucht zu erobern;" „aber, so klagt er dann weiter, rauh und räß waren damals die Winde, welche den Professoren aus der Stadt vertrieben haben"; [2]) denn, so fügt er mit einer sichtlichen Anspielung auf den undankbaren Geistlichen, der unmittelbaren Ursache des über ihn hereingebrochenen Unglücks,

---

[1]) Vgl. Paracelsus-Forschungen II. S. 57—78.

[2]) 4°—Ausg. I. S. 141.

voll Wehmut bei, „er habe sonst stets verhofft, daß wer die Seele liebe, der liebe auch den Leib".

Wie sich zu Basel gegen ihn ein gewaltiger Meeressturm erhoben habe, vor dem er sich nicht mehr sicher fühlte und dem er entfloh, um wieder ruhigere Tage zu finden, das erzählt Paracelsus selbst in zwei aus Colmar an den Basler Rechtsprofessor Bonifacius Amerbach am 28. Februar, beziehungsweise am 4. März geschriebenen lateinischen Briefen, welche heute noch in Original im Kirchenarchiv in Basel aufbewahrt werden.[1]) Aus dem ersten dieser Briefe erfahren wir, daß ihm aus Basel noch keinerlei Nachrichten darüber zugekommen seien, welche Maßnahmen der Magistrat gegen ihn und seine Verlassenschaft ergriffen habe. Aus der Unkenntnis dieser Sachlage schließt man gewiß mit Recht, daß offenbar höchstens drei bis vier Wochen zwischen diesen Briefen und jener Zeit liegen können, da der Sturm unsern Arzt gewaltsam aus Basel fortriß. Denkt man an die in seinen Werken nicht seltenen, saftigen Schimpfiaden und Wutausbrüche, so wird man kaum ohne ein gewisses Lächeln über jene Briefstellen hinwegkommen, wo er dem Rechtsgelehrten gegenüber sich wegen seines Vorgehens gegen den Magistrat mit dem naiven Satze verteidigt, „es möge ja sein, daß er Einiges zu offen gegen den Magistrat und andere ausgesagt habe, aber das habe doch nicht viel auf sich, besonders da er das Gesagte mit Thatsachen beweisen könne". Das aber wird dem Arzte von Einsiedeln jedermann glauben, daß ihn die ganze unangenehme Basler Angelegenheit unaussprechlich im Herzen quälte, besonders auch mit Rücksicht darauf, daß man dort fortfuhr, täglich immer noch neue Verleumdungen auf ihn zu häufen. Ebenso wird ihm niemand weder widersprechen, wenn er als selbst erfahrenen Satz ausspricht, Wahrheit trage Haß ein, noch verargen, wenn er trotz gegenwärtigen Darniederhaltens seines Grimmes auf eine künftige Heimzahlung für dies und jenes verweist, unterdessen aber seinen Freund Amerbach bittet, den

[1]) Diese Briefe sind zuerst mitgeteilt worden in den Paracelsus-Forschungen II. S. 61 und 72 f.

Theophrastus zu verteidigen, wenn seine Widersacher vor ihm erscheinen werden.

11. Theophrastus in Colmar.

Die nach den sturmbewegten Tagen gesuchte nötige Ruhe habe ich nun in Colmar gefunden, „wo ich sowohl in der Familie des Laurentius Fries, als überhaupt von der ganzen Stadt aufs beste aufgenommen worden bin", so schreibt kurz und bündig Theophrastus an seinen Freund und Rechtsanwalt Bonifacius Amerbach in Basel. Thatsächlich scheint er in Colmar mit den gelehrten Stadtbehörden in recht gutem Einvernehmen gestanden zu sein, so wenigstens mit Boner und Wickram, welche gerade im Jahre 1528 in Colmar die Reformation darniederzuhalten wußten und mit dem Bischof von Basel einen Vertrag über den Schutz der katholischen Geistlichen vereinbarten. Den beiden genannten Männern widmete er je eines seiner Werke. Am 11. Juni 1528 schrieb er zu seinen „zehn Büchern von französischen Blatern, Lähme, Beulen ꝛc. wobei die kleine Chirurgie einbegriffen", die Widmung an Hieronymus Boner, den obersten Meister der Stadt Colmar, in welcher er voll Begeisterung Gottes Weisheit, Güte und Wunderwerke im Reiche des Geistes und Verstandes, vor allem aber in der Arznei preist und zum Schlusse bemerkt, daß er diese Arbeit „den Ehren Gottes zugeordnet und dem gemeinen Nutz zum Guten." [1]) Man fühlt es deutlich heraus, daß sich hier Hohenheim einem wirklichen Gelehrten gegenüber sieht, der sich auch in der That durch Uebersetzungen des Ovid, Thukydides, Demosthenes, Herodot und anderer griechischer und lateinischer Klassiker einen Namen gemacht hat. [2])

In fast noch edlerem und vornehmerem Tone empfiehlt Paracelsus die „sieben Bücher von offenen Schäden, so aus der Natur geboren werden" mit Schreiben „gegeben zu Colmar am 8. Tage des Heumonats 1528 dem Cunrad Wickram, Stettmeister zu

---

[1]) Chirg. Bücher und Schr. S. 249.

[2]) Vgl. allgemeine deutsche Biographie, B. 3. S. 120.

Colmar, seinem gebietenden Herrn".[1]) Die Widmung, welche mit einer gewissen noblen Feinfühligkeit stets auf einen weisen und umsichtigen Vorsteher Bezug nimmt, feiert die Nächstenliebe, die alle Arbeiten und Anstrengungen einzig mit Rücksicht auf das Gemeinwohl unternimmt und erklärt, daß auch der Verfasser nur, um den gemeinen Nutz und den wahren Grund der Arznei zu mehren, das Buch verfaßt habe. Ja selbst die in vorliegender Schrift vorhandene Polemik wird recht artig gerechtfertigt durch den Hinweis, daß er jeder Irrung, Mißachtung, Widerwärtigkeit und falschen Praktik und Theorie in der Arznei entgegentreten müsse, welche dem gemeinen Nutz verderblich und schädlich seien, daß er also nur jene bekämpfe, welche einen „solchen Haspel umtreiben".

Einigermaßen verblüffend ist, daß der ungestüme Niederreißer des verlotterten medizinischen Gebäudes, (wobei er die ehrwürdigen, hochgefeierten Heilkünstler des Altertums, die „Magnificentzen", unbarmherzig aus ihrer unnahbaren Höhe herabholte und nicht eben sanft in den Kot setzte), von dem gelehrten Arzte Laurentius Fries, dem Verfasser des damals sehr geschätzten „Spiegel der Arznei" (Straßburg 1518 und 1532) und dem begeisterten und rückhaltlosen Anhänger des Avicenna, in seiner Familie aufs beste empfangen wurde. Bei dem gegenseitigen Austausch ihrer Gedanken werden die beiden Aerzte kaum angenehme Berührungspunkte in dem von Fries über alle Maßen hochgehaltenen, von Theophrast aber verbrannten Avicenna gefunden haben, wohl aber in ihrem gemeinsamen Kampfe für die deutsche Sprache; denn Fries teilte in seinen medizinischen Schriften den Inhalt der Griechen und Araber in Deutsch mit und wurde dafür ähnlich wie Hohenheim von seinen Kollegen angefeindet. Die beiden Gelehrten scheinen aber nicht in nähere freundschaftliche Beziehung zu einander getreten zu sein, im Gegenteil bekämpften sie sich später auf dem Gebiete der Astrologie, in welcher Fries Hohenheim gegenüber hartnäckig an den alten astrologischen Albernheiten festhielt.

---

[1]) Chirg. Bücher und Schr. S. 376 f.

Der erste Brief Hohenheims aus Colmar enthält auch zwei Andeutungen, welche auf die ihm befreundete Familie Amerbach Bezug haben. Einmal heißt es, daß er wegen des großen Zudranges von Kranken (ob ægrorum copiam) auf Sonntag Lætare in Neuenburg anwesend sein könne; in Neuenburg am rechten Rheinufer hatte unser Arzt offenbar im Auftrage des Bonifacius bei dem Kaufmann und Bürgermeister Leonard Fuchs, dem Schwiegervater des Bonifacius, Besuch zu machen. — Dann bittet er diesen, seinem Basilius in seinem Namen einen Becher Weines zutrinken zu wollen. Dieser hier genannte Basilius ist der Bruder des Bonifacius; Hohenheim nennt ihn vertraulich „seinen" Basilius, denn obwohl älter (er war geboren 1488) hörte er doch bei Theophrast Medizin und saß offenbar fleißig schreibend vor dem Katheder seines Meisters, denn Huser konnte noch sein Kollegienheft „de vulneribus" in den Chirg. Büchern und Schriften Hohenheims zum Abdruck bringen.[1]) Diese beiden Brüder Bonifacius und Basilius waren Söhne des gelehrten, am 1. Januar 1514 gestorbenen Basler Buchdruckers Johann Amerbach, der sich durch seine trefflichen Ausgaben des hl. Augustin und anderer Kirchenväter große Verdienste erworben hat. Seine Söhne zählen zu den bedeutendsten Humanisten, und besonders Bonifacius stand nicht nur zu dem von ihm unterstützten Hans Holbein, sondern auch zu Erasmus seit dessen erstem Aufenthalt in Basel in vertrautestem Verhältnis und wurde von diesem zum Erben seiner ganzen Hinterlassenschaft eingesetzt.[2])

Unsern Hohenheim haben indes die Amerbach nach dem eben besprochenen Briefwechsel vollständig vergessen, obschon sich dem Bonifacius nochmals ein günstiger Anlaß geboten hätte, sich des gelehrten Arztes und Lehrers zu erinnern. Nachdem nämlich im Jahre 1529 in Basel durch einen Bildersturm die Reformation vollständig zum Durchbruch gekommen war, und die katholisch gebliebenen Professoren und Gelehrten ins Elsaß oder ins nahe

---

[1]) Chirg. Bücher und Schr. S. 459—475.

[2]) Ueber die Amerbach vgl. Allgemeine deutsche Biographie, B. 1. S. 397 f.

Freiburg, Bischof und Domkapitel aber nach Pruntrut auswanderten, mußte die Universität, weil entvölkert, im Frühjahr 1529 geschlossen werden. Zehn Jahre später nun wurde die Hochschule durch das energische Verwenden des Bonifacius Amerbach wieder gehoben; niemand aber dachte bei dieser Neubelebung an eine Berufung Hohenheims. Dieser würde übrigens einem solchen Rufe kaum gefolgt sein, denn er hatte ja in Basel gar traurige Erfahrungen gemacht, und dann war überdies in Basel zu jener Zeit kein Platz mehr für einen Katholiken.

Theophrastus hatte Basel für immer Lebewohl gesagt und wenn ihm in spätern Jahren diese Stadt je wieder in die Feder kam, so wurden bittere Erinnerungen in ihm wachgerufen, denen er mehrmals recht lebhaften Ausdruck verlieh.[1]) Jetzt war er für den Augenblick froh, in Colmar wohlbehalten angekommen und aufs beste aufgenommen zu sein.

Welchen Weg der Flüchtige von Basel nach dem Hauptorte des obern Elsaß eingeschlagen, ist mit Sicherheit nicht nachzuweisen. Indessen können wir vermuten, daß er ihn über Ensisheim führte, wo Hohenheim den am 7. November 1492 gefallenen, 55 Kilo schweren Meteorstein, der heute noch in der dortigen Kirche gezeigt werden soll, genau besichtigt haben mag. Soviel darf wenigstens angenommen werden, daß Theophrastus diesen Stein selbst gesehen und untersucht hat, sonst hätte er von demselben kaum eine so eingehende Beschreibung im Büchlein „de meteoris“[2]) gegeben. Wir erfahren bei diesem Anlasse auch, wie er sich die Entstehung und das Fallen des Steines, dessen Gewicht er treffend auf einen Zentner schätzt, zurecht legt. Er glaubt, der interessante Stein sei aus der Materie der im Himmelsgewölbe sich vorfindenden Steinstrahlen entstanden, welche durch Conjunctiones schnell koaguliert seien. Wie zerlassenes und ausgeschüttetes Silber, also

---

[1]) Vgl. 4°—Ausg. IV. S. 366; V. S. 165 und 294. — Chirg. Bücher und Schr. S. 254.

[2]) Fol.-Ausg. II. S. 101. — Vgl. auch Kahlbaum, Theophrastus Paracelsus: Ein Vortrag gehalten im Bernoullianum zu Basel am 17. Dezember 1893. Basel 1894. S. 43 f.

schnell sei auch diese Materie erhärtet worden und gefallen. Daß der Stein im Sud gestanden und aufgebläht schnell erkaltet sein müsse, das sehe man, sagt der Chemiker, an seinen Buckeln und Formen. Ueberhaupt, so schließt er das betreffende Kapitel, ist alles, was im Feuer ist und siedet, lüstisch; kommt dann etwas aus dieser Region in die Kälte, so erhärtet es eilends und fallt.

Wie angedeutet war Hohenheims Zeit während seines etwas mehr als halbjährigen Aufenthaltes im Elsaß vollauf in Anspruch genommen einerseits durch die Ausübung ärztlicher Kunst an vielen Kranken (copia ægrorum), anderseits durch seine unermüdliche schriftstellerische Thätigkeit, welche die zwei oben genannten Werke zum Abschluß brachte und noch umfangreichere vorbereitete. Man darf nämlich nicht vergessen, daß Paracelsus seine Werke nicht in einem Zuge endgültig und druckfertig niederschrieb, sondern Entwürfe machte, diese zwei-, drei- und viermal durcharbeitete oder gar in ganz neue Formen goß, wofür als Beweis früher schon ein Beispiel am Paragranum beigebracht wurde, dem noch andere ebenso beweiskräftige hinzugefügt werden könnten. Dieser Ueberzeugung, daß man seine Arbeiten nicht im ersten Wurf vollenden kann, giebt Hohenheim in seiner großen Wundarznei einmal recht drastischen Ausdruck in den Worten: „Die Kunst laßt sich nicht ererben, laßt sich auch nicht abmalen aus den Büchern, sondern sie muß etliche mal gefressen und wieder gespeit werden, man muß sie ruminieren und masticieren.“ [1])

12. Oporin und die undankbaren Tischgenossen.

Einige Wochen nachdem Hohenheim durch die Flucht sich einer Verhaftung entzogen hatte, folgte ihm sein damals 21jähriger Schüler und Famulus Johann Oporin (Herbst) von Basel nach Colmar. Oporinus war aber nicht etwa bloß ein ungebildeter Handknabe des großen Arztes, der nur für niedrige Laboratoriumsdienste verwendet werden konnte, sondern einer seiner gebildetsten Schüler. [2])

---

[1]) Chirg. Bücher und Schr. S. 59.

[2]) Vgl. über Oporin den betreffenden Artikel von Escher in Ersch und Gruber, 3. Sektion, 4. Teil, S. 248 f.

Schon frühe machte dieser in Straßburg, wo er von Stipendien lebte, große Fortschritte in Latein und hatte auch mit Erfolg Griechisch begonnen. Um sich dann sein Auskommen zu erwerben, übernahm er den Anfangsunterricht an der Klosterschule des Cisterzienserstiftes St. Urban im Kanton Luzern, zog aber von dort bald als Schullehrer nach Basel, wo er neben seinem Lehrerberufe für Frobens Druckerei griechische Kirchenväter und für seine eigene Weiterbildung lateinische Dichter abschrieb. Von Erasmus zur Fortsetzung seiner Studien aufgefordert, beschäftigte er sich mit Hebräisch und hörte bei Bonifacius Amerbach Rechtswissenschaft. Schon mit zwanzig Jahren heiratete er die zank- und herrschsüchtige Witwe des zur neuen Lehre übergetretenen Luzerner Chorherrn Zimmermann (Xylotectus), von der er, wie einst Sokrates von seiner Xantippe, philosophieren gelernt hatte. Obschon verheiratet, begann er dennoch auf Anraten des Oekolampadius medizinische Studien bei Paracelsus und trat bei diesem als Famulus in Dienst. Während seines beinahe zweijährigen Zusammenseins mit Hohenheim hörte er fleißig dessen Vorlesungen, schrieb seine Kollegien und andere Diktate nach, [1]) half im Laboratorium mit und übersetzte als gewandter Lateiner einige seiner Schriften in die Gelehrtensprache. In der Hoffnung, bald alle Geheimnisse der medizinischen Kunst und alle Geheimmittel seines Meisters zu besitzen, sah sich der Schüler getäuscht.

Hohenheim, der nach Oporins eigener Erzählung wohl sah und es auch sagte, daß sein Schüler kaum medicus bleiben, sondern eine andere Profession ergreifen werde, [2]) trieb oft den Schalk mit dem interessant verheirateten Philologen. So malte er ihm einmal vor, das Temperament eines Menschen könne dann aus dessen Wasser erkannt werden, wenn derselbe sich drei Tage lang aller Nahrung enthalten habe. Der leichtgläubige Schüler nahm den Scherz für bare Münze und fastete drei Tage; Hohenheim aber, statt dem Einfältigen nach drei Tagen zu orakeln,

---

[1]) Vgl. Chirg. Bücher und Schr. S. 552.

[2]) Vgl. Anhang. Vorrede des Toxites.

lachte ihn tüchtig aus. — Nicht lange und Oporin verließ seinen Meister im Elsaß, kehrte zu seiner alten Frau nach Basel zurück, wo er später für einige Zeit den Lehrstuhl für griechische Sprache inne hatte und wurde darauf der berühmte und gelehrte, durch seine tadellos korrekten Verlagsartikel angesehene Basler Buchdrucker; er starb 1568. Viermal war er verheiratet und hatte, weil mehr Gelehrter als Kaufmann, sein ganzes Leben hindurch mit erdrückenden Schuldenlasten zu kämpfen.

Ungefähr vierzig Jahre nach diesem Zusammenleben mit Theophrastus schrieb dieser schwache Mann, nicht gar lange vor seinem Tode, einen vom Leibarzt Weyer erbettelten Brief über seinen frühern Verkehr mit dem großen Meister Paracelsus.[1] Weyer, der bei Oporin verlegte, und mehrere andere Aerzte lagen damals, was wohl berücksichtigt werden muß, mit dem Paracelsisten Fedro in Köln im Streit. Der Brief, dessen Wortlaut übrigens nicht gut verbürgt sein soll, sagt unter anderm: „Als ich ungefähr zwei Jahre mit Paracelsus zusammenlebte, war dieser während ganzer Tage und Nächte so sehr dem Trunke und der Unmäßigkeit ergeben, daß man ihn kaum die eine oder die andere Stunde nüchtern fand. Wenn er am stärksten besoffen nach Hause kam, pflegte er mir einiges seiner Philosophie zu diktieren. Solange ich bei ihm war, entkleidete er sich nachts nie; meistens ging er erst gegen morgen und nicht anders als betrunken zur Ruhe. Angekleidet, das Schwert umgürtet, das nach seiner Aussage einem Henker gehört haben soll, warf er sich auf das Lager. Oft stand er mitten in der Nacht auf und wütete so mit der blanken Waffe und schlug dermaßen auf den Fußboden und die Wände ein, daß ich oft fürchtete, er haue mir den Kopf ab.“[2]

Diesen wahrhaft böswilligen Unterschiebungen des ehemaligen Schülers, welche seinen Herrn zu einem gemeinen Gewohnheitstrinker und wütenden Säufer stempeln wollen, ist als Widerlegung einfach die Thatsache der außergewöhnlich großen und unermüdlichen

[1] Näheres über diesen Brief in den Paracelsus-Forschungen II. S. 79 f. Anmerkung.

[2] Den lateinischen Text vgl. Athanasius Kircher, l. c. p. 277.

Arbeitsleistung Hohenheims entgegenzuhalten, die er als praktizierender Arzt, als fruchtbarer Schriftsteller und als experimentierender Chemiker aufweisen kann. Uebersehen darf man ferner nicht, daß der Paracelsist Toxites 1576 schreibt, Oporin habe ihm gesagt, zwei Stücke bereue er bitter, erstens, daß er die von Paracelsus überkommenen Bücher andern geliehen und zweitens, daß er den Brief über Theophrastus an Weyer geschrieben, was er indes nie gethan haben würde, wenn er eine Ahnung von dessen Veröffentlichung gehabt hätte; dazumal als er bei Paracelsus gewesen, habe er nie verstanden, daß Theophrastus ein so gelehrter Mann war, wie er hernach erfahren. [1])

Gegen Hohenheim erhoben auch den Vorwurf der Trunksucht, der übrigens im Basler Schandgedicht fehlt, seine Landsleute Gessner und Bullinger von Zürich, welche ihn als gemeinen, schmutzigen (sordidus erat per omnia et homo spurcus, sagt Bullinger) Saufbruder der Fuhrleute, als Karten- und Würfelspieler unter dem niedrigsten Volke und als einen Arzt schildern, der niemand geheilt hat. Der Zürcher Reformator Bullinger (1504—1575) bereicherte mit diesen Verunglimpfungen die große Sammlung alles erdenklichen Schimpfes auf Hohenheim, welche sich sein Freund, der leidenschaftliche Erastus [2]) (Thomas Lieber, gebürtig von Baden in der Schweiz, 1524—1583) angelegt und in seiner vier Bücher umfassenden Schrift „contra novam medicinam Philippi Theophrasti, Basel 1572" verwertet hat. Dieser Erastus, reformierter Theologe und ein an den Arabern zäh festhaltender Mediziner, wurde in seinem großen, leidenschaftlich geführten Streit mit seinen protestantischen Glaubensgenossen von Bullinger eifrig verteidigt. Er huldigte auch einem ganz unbegreiflichen Aberglauben; so z. B. war er überzeugt von dem Bunde der Hexen mit dem Teufel, ihrer Gewalt, Gewitter zu erregen, durch Zauberei Menschen und Vieh Schaden zuzufügen

[1]) Vgl. Anhang, Vorrede.

[2]) Vgl. über Erastus: Ersch und Gruber; auch Allgemeine deutsche Biographie.

und ermahnte deshalb die Obrigkeit, die Welt von solchen Ungeheuern zu befreien.

Seit Erastus und seinen unlautern Quellen lastet der Vorwurf eines Trunkenboldes auf Hohenheim, und bis in die neuere Zeit wird diese Verleumdung immer wieder aufgetischt. Und doch wird man vergebens in seinen zahlreichen Schriften auch nur eine Stelle suchen, wo er den Freuden des Weines das Wort redet; im Gegenteil weist er mehrfach darauf hin, daß jene, welche dem Bauche dienen, weder an ihm noch an seiner Lehre Gefallen finden werden. — Wenn hiemit der Vorwurf des Gewohnheitstrinkers von Hohenheim abgewälzt werden will, der übrigens zu seinen Lebzeiten nie erhoben wurde, so soll er gleichwohl nicht etwa als Vorkämpfer der Abstinenz hingestellt werden; im Gegenteil glauben wir, Theophrastus habe, namentlich bei seinen vielen Wanderungen und in lustiger, feuchtfröhlicher Gesellschaft, nach damaliger Sitte weder den Weinbecher verachtet, noch den Bierhumpen verschmäht; letzteres schon deshalb nicht, weil er ausdrücklich sagt: „In alle Weg ist das Bier gesünder dann der Wein, das ist, minder Krankheit giebt Bier dann Wein.“ [1])

Es ist gewiß merkwürdig, daß die tief erniedrigende Verleumdung der Trunksucht von jenem Oporin ausgeht, von welchem Paracelsus beim Aufzählen von sechs guten Schülern, denen er zu Ehren Libelle geschrieben, sagt, er hab auch in Sonderheit in allem Vertrauen gebraucht seinen getreuen Johannem Oporinum. [2]) Wenn der eifrige Hochschullehrer schon von dieser Seite keine Anerkennung und Dank geerntet hat, wie hätte er solchen von den übrigen Schülern erwarten sollen? Er sagt übrigens selbst, er erwarte von niemandem Dank, auch nicht von den zwei Sekten, die aus seiner Arznei hervorgehen werden; denn jene, welche die Arznei nur zur Betrügerei gebrauchen werden, seien nicht des Geblüts, daß sie Gott oder ihm danken, und die andern, welche wohl geraten, werden vor Freuden des Dankes vergessen.

---

[1]) Chirg. Bücher und Schr. S. 123.

[2]) Chirg. Bücher und Schr. S. 174.

Dann meint er, je größer der Dienst, um so größer die Undankbarkeit, was man besonders in der Arznei erfahren müsse, je mehr man andere unterrichte, um so mehr werde man später von ihnen verlästert. Wie Hohenheim bitter klagt, habe er dies vor allem an drei „Leckern“ erfahren müssen; denn diese, obwohl er sie erzogen und ernährt, gespeist und getränkt, vorgearbeitet und in sie mit schwerer Sorge die Kunst gegossen habe, wie den Wein ins Faß, hätten ihn von Stund an doch hundertfach verlästert, als wäre Galenus da gewesen. [1])



Paracelsusbild nach Tintoretto.

Diese Klagen über seine mißratenen Schüler kehren sehr häufig in Hohenheims Schriften wieder und beziehen sich meistens auf Basel, das ihm viele solcher Schälke gegeben, als er Ordinarius der hohen Schule war. Mit kräftigen Strichen zeichnet er öfters diese unbankbaren Tischgenossen als diebisches Gesindel, die ihm auf den Socken nachgegangen, sich ihm freundlicher zeigten als hungrige Hündlein, die im Laboratorium fleißig Proben durch ihre Hände gehen ließen, emsig Rezepte abschrieben und die, nachdem sie ein Stichpflaster erlangt und diebisch ihren Leib bei ihm gemehrt, wie Schelme, ehe die Pfanne erkältet war, wegschlichen, sich vieler trefflicher Künste rühmten und mit viel Geschrei ausposaunten: ich kann's auch, ich hab's längst gekönnt, mein Bruder kann's, mein Nachbar

[1]) Vgl. besonders Chirg. Bücher und Schr. S. 301 f.

kann's; ich hab seiner genug, es ist aus mit ihm, dem Theophrast, ich kann's selbst.[1]) — Weil diese Lehrbuben ihm allzufrühe aus der Schule geloffen, so findet sich Hohenheim veranlaßt, vor dieser Bande öffentlich mit den Worten zu warnen: „Hütet euch vor den auditoribus, so ich zu Basel verlassen habe, die mir die Federn ab dem Rock gelesen, die mir haben Urin aufgewärmt, die mir haben gedient und gelächelt und wie Hündlein umgestrichen und angehangen, die sind und werden Erzschelme werden; hütet euch vor ihrem Gifte."[2]) An einem andern Orte klagt er deshalb über dies ungeratene Geschlecht, weil es das, was er mit Sorge gegen die Krankheiten brauche, mit leichten Flügeln in die Gaue trage und einen nach dem andern abwürge.

Wiederholt hielt Hohenheim Heerschau, zählte die Häupter seiner Getreuen und siehe, es waren nur wenige! Nach seiner Aussage hat er aus vielen verzweifelten und aus vielen gar faulen Leuten bei Deutschen und Welschen Aerzte gemacht, auch aus Schulmeistern, aus Barbierern, Badern und dergleichen. Wie viele von seinen Schülern aber geraten sind, erzählt er uns in naiver Weise in der Vorrede der Bücher Bertheoneæ. Aus den Hunderten von Aerzten, die er geboren habe, seien wohl geraten zwei aus Pannonien, drei aus Polen, zwei aus Sachsen, einer von Slavonien, einer aus Böhmen, einer aus Niederland, keiner aus Schwaben, obwohl in jeglichem Geschlecht eine große Zahl gewesen sei. Die aus seinem Patria seien nicht erwachsen, diejenigen aber, welche man für erwachsen gehalten habe, setze er neben die Schwäbischen und in die Sekte der verlornen Aerzte. Anderorts sagt er noch kräftiger von den Schülern aus seinem Patria, „die meisten die ich aus dem Dreck erhebt, sind zu Bescheißern geraten".[3]) Alle diese hätten seine Lehre nach ihrem Kopf gesattelt und, bevor er den Mund geschlossen, mehr gekonnt und gewußt als der Meister. Wahrlich kein Wunder, wenn

[1]) Chirg. Bücher und Schr. S. 625.
[2]) 4°—Ausg. V. 165.
[3]) Chirg. Bücher und Schr. S. 335 und 648.

Paracelsus, nach einer solchen Sippe beurteilt, in ungünstigster Beleuchtung dasteht!

Man könnte nun allerdings auch aus Hohenheims eigenen Schriften zu einem Zeugnis gegen ihn und zu Gunsten jener, welche knechtweise oder schülerweise bei ihm waren, jenen Satz zuschneiden, wo er sagt, daß er nicht beredt sei, daß ihm schweigen wohl anstehe, und daß er bei jenen, vor welchen er wenig rede, gewinne, bei jenen aber verliere, welche Reden und Schwätzen bei ihm suchen.[1]) — Der Umgang mit Theophrastus, der ohne Zweifel im vollsten Sinne ein Original, sagen wir, ein sonderbarer Kauz gewesen ist, mußte allem Anscheine nach schwierig gewesen sein; es wird ihm wenigstens zu seinen Lebzeiten schon Zorn und Wunderlichkeit zur Last gelegt, so daß mit ihm nur schwer auszukommen war. Er fühlt sich selbst veranlaßt, gegen diesen Vorwurf Front zu machen und begegnet ihm mit Hinweis auf die überraschende Thatsache, daß der Henker ihm 21 Knechte zu Gnaden genommen und von dieser Welt abgethan habe. Wie, so folgert er richtig, kann einer bei mir bleiben, so ihn der Henker bei mir nicht lassen will? Dann giebt er gerne zu, daß man mit so viel Untreue, Undankbarkeit und Büberei keinen zu einem Lamme, wohl aber zu einem Wolfe mache, ja es könnte sogar eine Turteltaube ob solch lausigen Zotten zornig werden.[2]) Wie jeder zu ermessen vermöge, geschehe solche wunderliche Weise nicht unbillig, wenn die Kranken der angedingten Ordnung nicht nachgehen.

Es ist übrigens köstlich, wie unser Einsiedler Theophrastus sich entschuldigt, daß er ein wunderlicher Kopf sein soll, das heißt, daß er „nicht einem jeden nach seinem Gefallen aufwische und nicht jedem antworte auf sein Begehr.“ „Merket auf, wie ich mich verantworte: Von der Natur bin ich nicht subtil gesponnen, ist auch nicht meines Landes Art, daß man etwas mit Seidenspinnen erlangt. Wir werden auch nicht mit Feigen erzogen, noch mit

---

[1]) Fol.-Ausg. II. S. 470. 4°—Ausg. X. S. 361.

[2]) 4°—Ausg. II. S. 184.

Met, noch mit Weizenbrot; aber mit Käs, Milch und Haberbrot, das kann nicht subtile Gesellen machen. Diejenigen in weichen Kleidern und die, so in der Frauen Zimmern erzogen werden und wir, die wir in Tannzapfen erwachsen, verstehen einander nicht wohl. Darum kann sogar der als grob geurteilt werden, der sich selbst gar subtil und holdselig zu sein vermeint. Also geschieht mir auch, was ich für Seiden achte, heißen die andern Zwillich und Trillich".[1])

Folgende Stelle wirft ein interessantes Streiflicht in Hohenheims Sprechzimmer und auf die Einleitung einer Konsultation bei dem gelehrten, wunderlichen Arzt: „Nun merket auf, wie ich mich entschuldige auf das, daß ich solle rauhe Antwort geben. Die andern Aerzte können wenig Künste und behelfen sich deshalb mit freundlichen, lieblichen, holdseligen Worten, geben den Leuten in züchtigen und schönen Worten Bescheid, legen alle Dinge nach der Länge lieblich auseinander und sagen zum Abschied: Kommt bald wieder, mein lieber Herr; und du meine liebe Frau, gehe hin, gieb dem Herrn das Geleit. Ich aber sag: Was willst, hab jetzt nicht der weil; es ist nicht so dringend! Jetzt hab ich alles verpfeffert. — So einer erst von dem Krämerladen herlauft, so heißen jene den einen: Junker, heißen den andern: Herr, Euer Weisheit, und ist doch nur ein Schuster und ein Dölpel; so ich aber butz, so verschütt ich, was ich im Hafen habe." Endlich gesteht Paracelsus, er wolle nichts mit dem Maul, sondern alles mit den Werken gewinnen, wolle sich nicht mit freundlichem Liebkosen ernähren und meint, es schicke sich für ihn nicht und habe es auch nicht gelernt, einen jeglichen „Knopfen" auf den Händen zu tragen, den auf der Mistbahren zu tragen sich nicht gebührt.[2])

13. Der Aufenthalt in Nürnberg.

Wenn Hohenheim während der ersten Monate seines Aufenthaltes im Elsaß vielleicht auch noch eine Rückkehr auf den Basler Lehrstuhl hoffte, so mußte diese Aussicht mit dem Sinken der

---

[1]) 4°—Ausg. II. S. 182 f.
[2]) 4°—Ausg. II. S. 183 f.

Hochschule im Verlaufe des Jahres 1528 vollständig schwinden. Da sich offenbar auch im Elsaß der Boden für die medizinisch-reformatorische Thätigkeit nicht geeignet zeigte, lenkte unser Arzt seine Schritte nach Nürnberg. Auf der Reise dorthin machte er in der freien Reichsstadt Eßlingen am Neckar längere Zeit Halt, wo er in einem Kellergewölbe eines jetzt noch bekannten Hauses chemische Untersuchungen anstellte und Arzneimittel braute. Nachdem beim Umbau des Hauses 1882 das Gewölbe eingerissen worden, wollte man doch die Erinnerung an des Paracelsus Hexenküche durch ein Bild Hohenheims an der Giebelseite des Hauses festhalten.[1]) Sein Erscheinen in Nürnberg berichtet der bekannte Reformator und Prosaiker Sebastian Franck (1499 bis 1542) in seiner Chronik mit den Worten: „Anno 1529 ist Dr. Theophrastus von Hohenheim, ein Physikus und Astronomus, gen Nürnberg kommen, ein seltsam wunderbarlich Mann, der fast alle Doktores und Skribenten in Medicinis verlacht und allein schier wider alle Medicos ist mit seinen Rezepten, Judiciis und Medicin".[2]) Franck lernte wahrscheinlich Theophrastus, den er einen zweiten Lucianus nennt, in Nürnberg persönlich kennen; noch im selben Jahre mußte dann allerdings Franck, der sein Leben lang seines freisinnigen Glaubens wegen von den Lutheranern verfolgt wurde, nach Straßburg übersiedeln.

Von dem Erscheinen Hohenheims in Nürnberg geben auch seine eigenen Schriften Kunde, denn am 23. Nov. 1529 unterzeichnete er daselbst die Widmung zu den „Drei Bücher von den Franzosen" (auch De imposturis genannt) an Lazarus Spengler (1479—1534), Ratschreiber der Stadt Nürnberg.[3]) Auf den ersten Blick mag auffallen, daß Hohenheim zu jener Zeit höchster Aufregung nach Nürnberg kam, wo die beiden Religionsparteien im heftigsten Kampfe miteinander lagen, und daß er unter dem

---

[1]) Vgl. Aberle l. c. S. 14 und S. 532 ff.

[2]) Sudhoff, Paracelsus-Handschriften, S. 299. — Paracelsus-Forschungen II. S. 53.

[3]) Chirg. Bücher und Schr. S. 149—189.

Namen und Schutze des Ratschreibers Spengler, des Führers der protestantischen Partei, welcher gerade mit der Ausarbeitung der neuen Kirchenordnung beschäftigt war, seine Schriften in die Welt gehen lassen wollte. Und doch erklärt sich dies sehr einfach einerseits aus dem Mißgeschick, das er bisher mit der Veröffentlichung seiner Schriften hatte, und anderseits aus der bestimmten Hoffnung, bei jenen für seine medizinisch-reformatorischen Bestrebungen kräftige Unterstützung zu finden, welche auf religiösem Gebiete eine den Glauben und die alte Kirche umfassende Reformation erstrebten. Während sowohl Clauser in Zürich, als Boner und Wickram in Colmar für die Drucklegung der ihnen gewidmeten Schriften entweder nichts thun wollten, oder aus Rücksicht auf die angegriffenen Aerzte nichts thun konnten (diese Schriften kamen erst 1562 und 1564 zum Druck), so verließ schon im Jahre 1530 das dem Nürnberger Ratschreiber gewidmete Werk die Buchdruckerei von Friedrich Peypus in Nürnberg,[1]) in dessen Verlag viele reformatorische, teilweise unrechtmäßig nachgedruckte, teilweise auch ohne Erlaubnis des Stadtrates veröffentlichte Schriften erschienen.

Schon im Jahre vorher 1529 ließ Hohenheim, wahrscheinlich bald nach seinem Eintreffen in der Reichsstadt, ein nur acht Quartblätter umfassendes Schriftchen erscheinen über die Anwendung des durch die Spanier von San Domingo im Anfang des 16. Jahrhunderts eingeführten Holzes des Guajak- oder Franzosenholzbaumes,[2]) dessen Absud in Wein oder Brühe genommen, als das beste Mittel gegen die Franzosenkrankheit gerühmt wurde, was auch von Ulrich Hutten, der allerdings der wüsten Seuche erlag, in einer seiner Schriften bezeugt wird.[3]) Nicht nur der größere Teil des Werkchens dient der Polemik, sondern der Holz-

---

[1]) Vgl. Sudhoff, Bibliographia Paracelsica, Nr. 7, S. 10 f.

[2]) Chirg. Bücher und Schr. S. 323—327. — Bibliographia Paracelsica, S. 4 f.

[3]) In seinen „Letzten Tagen Huttens“ läßt der bekannte Zürcher Dichter C. F. Meyer den todkranken Hutten auf der Insel Ufenau von Paracelsus besuchen. Vgl. Die Ufenau, von einem Verehrer der Insel, Zürich 1899. S. 22.

schnitt unter dem Titel verfolgt den gleichen Zweck, indem er die Heilmethode der alten Schule durch einen abgezehrten, halbnackten, eingesperrten Kranken versinnbildet, während der Kranke des Paracelsus wohlgekleidet und behaglich in einem Stübchen mit Butzenscheibchen sitzt und dem halb Toten, dem ein altes Weib den Holztrank braut, einen Becher Weins entgegenhält.

Dieses beständige Eifern gegen die alten Theorien und die in ihnen ergrauten Kollegen schloß selbstredend seinen Widerbellern, wie Hohenheim die Gegner mit Vorliebe nennt, den Mund nicht. Schon vor seinem Eintreffen in Nürnberg war ihm dorthin der Ruf eines ungestümen Neuerers vorausgegangen, welcher Ruf sich rasch durch alle deutschen Lande verbreitete. Dieser Vorwurf machte sich aber auch bereits sehr unliebsam für Paracelsus da und dort geltend und versetzte ihm einen besonders empfindlichen Schlag in dem Bücherverbot, das bald zwei weitere Syphilisschriften, das „Spitalbuch" und „Acht Bücher vom Ursprung, Herkommen und Anfang der Franzosen" traf, welche er behufs Druckgenehmigung an den Stadtrat eingesandt hatte.

14. Magisches und Verwandtes.

In Nürnberg wagte Hohenheim auch ein Wort in den kirchenpolitischen Streitigkeiten mitzusprechen und zwar gegenüber einem Manne, der das Haupt der Nürnberger Reformationsbewegung war, gegen Andreas Osiander (1498 bis 1552). Dieser von Eck als selbstgewachsener Theologe bezeichnete, aber mit guter humanistischer Bildung ausgestattete Mann hielt nicht nur heftige Predigten gegen den Papst und die Marienverehrung, sondern griff noch zu einem weit wirksamern Mittel, um seinen Ideen bei dem gemeinen Volke zum Durchbruch zu verhelfen. Im Karthäuserkloster in Nürnberg fanden sich nämlich dreißig sehr alte Papstbilder vor, die wahrscheinlich auf den fanatischen Minoritenabt Joachim von Floris (gest. um 1201) zurückgehen, [1]) welcher

[1]) Vgl. Sudhoff, Paracelsus-Handschriften, S. 639 ff; Paracelsus-Forschungen I. S. 33; Bibliographia Paracelsica, S. 38 f. — Vgl. auch zu diesem

die Gabe besitzen wollte, die biblischen Weissagungen zu deuten, aus denen er Waffen gegen Rom und das Papsttum überhaupt zu schmieden wußte. Die dreißig Bilder sind denn auch nichts anderes als Spottbilder auf den Papst und die Kirche. Osiander, dem die Bilder zu weiterem Schüren gegen Rom vortrefflich paßten, ließ sie durch den Holzschneider reproduzieren, deutete selbst alles kurzweg in schadenfrohester Weise auf Luthers Werk; Hans Sachs faßte zudem die Osianderschen Auslegungen in Reime. Die 24 Quartblätter starke Schrift, welche 1527 erschien, trug sowohl dem Drucker als auch dem Ausleger und Dichter von seiten des Nürnberger Magistrates eine Rüge ein.

Gegen diese zu Nürnberg gedruckte Auslegung wendet sich nun mit aller Entschiedenheit Paracelsus in einer eigenen Schrift,[1]) worin er erklärt, daß einer schnell und behende gewesen und den rechten Auslegern zuvorgekommen sei, daß dieser die Bilder ausgelegt und nicht übel auf seine Seite geräumet habe und doch wisse dieser nichts und habe nie etwas gewußt; dieweil aber jener Schreiber in solchen Dingen parteiisch sei, die Dinge der Figuren auf andere gedreht und seine Hände mit dem Pilato gewaschen, so stehe er selbst darin. Zur Erklärung der Bilder übergehend, welche nach seiner Meinung zu der Zeit Friderici Barbarossæ gemacht sind, liest Hohenheim aus denselben heraus, daß der Papst und sein Reich, der von ihnen begangnen Frevel, Bosheit und Verweltlichung wegen übergroße Strafe und endlich Entblößung von allem erdulden müssen; diese Bestrafung werde aber nicht nur dem Papste, sondern auch seinem Widerteil zustoßen, denn in der Prophezeiung sei beider Zergehen und Ablöschen begriffen. Aber dann werde wieder ein neues Reich des Papsttums und zwar eins nicht zwei, eins nicht drei und dies in einem Glauben, in einer

Abschnitte: Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, 6. B. Freiburg 1888. S. 440 ff. (Manche Unrichtigkeiten.) — Marx, l. c. S. 33 ff.

[1]) 4°—Ausg. X. Append. S. 139—189. Der Titel lautet: „Ein Außlegung der Figuren, so zu Nürnberg gefunden seindt worden, geführt in Grundt der Magischen Weissagung durch Doctorem Theophrastum von Hohenheim."

Treue und in einem Herzen entstehen, alle Sekten werden untergehen und alle List und Trügerei nicht nur der Geistlichen, sondern auch der falschen, der schäbigen und reudigen Schafe; im Papst aber werde dann sein ein selig Gemüt und also auch ein selig Gemüt in seinen Schafen." „Hohenheims Kommentar, sagt Sudhoff, der erste Paracelsusforscher unserer Zeit, ist keineswegs der Reformation geneigt; macht vielmehr gegen die hierarchischen Gelüste beider Parteien Front, gegen die „Pfaffen" überhaupt und erwartet mit dem Verfasser der Bilder eine Regeneration des Papsttums.[1])

Wahrscheinlich verfaßte Hohenheim während seines Aufenthaltes in Nürnberg eine zweite, der eben genannten ähnliche Schrift, worin er sich in der Auslegung der Figuren versuchte, welche den verschiedenen deutschen, lateinischen und italienischen Ausgaben der berühmten Weissagungen des elsässischen Astrologen Johann Lichtenberger beigedruckt sind.[2]) Lichtenberger, dessen nähere Lebensumstände, wie es scheint, in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt sind, begann in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Welt mit seinen, neue politische Anschauungen und revolutionäre Gelüste verbreitenden Prophezeiungen zu erfüllen; er wurde mit diesen Voraussagungen, welche anfänglich nur als bloße Manuskripte umliefen, später aber unter dem Titel Prognosticatio oder Practica im Drucke erschienen, der Vater der unzähligen Prognostikationen und Praktiken, die im 16. und teilweise noch im 17. Jahrhundert wie ungesunde, giftige Pilze aus dem Boden schossen.

Auch des Paracelsus Geist und Laune steuerte mit mehreren Flugschriften zu dieser ungesunden Litteratur bei. Wie wir oben gesehen haben, nannte ihn Franck in seiner Chronik nicht nur Physicus, sondern auch Astronomus, ein Titel, den wir dort unserm Paracelsus zum erstenmal beigelegt finden. Er erwarb

---

[1]) Bibliographia Paracelsica. S. 39; vgl. auch S. 168 f. und S. 407.

[2]) 4°—Ausg. X. Append. S. 230—258. — Ueber Lichtenberger vgl. Allgemeine deutsche Biographie, B. 18. S. 538—542.

sich denselben zweifelsohne in Nürnberg durch die Herausgabe der „Practica, gemacht auf Europen, vieler wunderbarer, merklicher und glaubwürdiger Geschichten, anzufahen in dem nächstkünftigen Dreißigsten Jahr bis auf das vierunddreißigste nachfolgend“, die er bei Peypus 1529 drucken ließ.[1] Mit großer Wahrscheinlichkeit darf angenommen werden, daß Paracelsus von seinem Verleger um eine solche Arbeit ersucht wurde, denn letzterer kannte die Gangbarkeit solcher Verlagsartikel aus seinen Jahreskalendern, die er seit 1513 als der erste in Deutschland herausgab. Diese Kalender erfreuten sich aber gerade deshalb einer ungewöhnlich großen Beliebtheit, weil ihnen neben dem gewöhnlichen astronomischen, bürgerlichen und kirchlichen Kalendarium auch Praktiken und Prognostikationen beigegeben waren, welche nicht nur die günstigen Tage für das Purgieren, Aderlassen und Baden angaben, sondern auch das Wetter, und aus den Konstellationen der Gestirne andere wichtige Begebenheiten vorauswissen wollten, z. B. Tod, Krieg, Pest, Teuerung, Aufruhr u. s. w.

Man würde aber irren, wollte man Paracelsus all die willkürlichen Ungereimtheiten der Astrologen damaliger Zeit in die Schuhe schieben; in der angeführten kleinen Flugschrift sowohl, als in seinen spätern Prognostikationen bekämpft er entschieden die zeitgenössischen astrologischen Kalendermacher, welche alle Dinge, so in der Welt geschehen und sogar alle Heimlichkeiten der Menschen aus den Astra zu wissen wähnen und hält jene für irrende Praktikanten, welche alles „aus dem hölzernen Himmel und mit specula studieren.“ Hohenheim möchte überhaupt die Praktiken mehr auf die Magie als auf die Astronomie gegründet wissen. Uebrigens haben seine Vorhersagungen, die er sich für die Jahre 1530 bis 1534 zu machen erlaubte, mehr den Charakter eines Blickes in die Zukunft nach dem Muster unserer Allerweltspolitiker, allerdings mit dem Unterschiede, daß sich die bei Hohenheim vorausgesagten Ereignisse an keine genannten Persönlichkeiten und Länder

---

[1] 4°-Ausg. X. Fasciculus S. 5—12. — Vgl. Bibliographia Paracelsica Nr. 2—6.

knüpfen, sondern höchst vorsichtig und allgemein gehalten sind. So wird beispielsweise gesagt: In diesem Jahre werden drei Fürsten sterben und ihr Land wird mit fremden Herren besetzt werden, viel wird entstehen, dabei nichts ohne Verräterei vollendet und zu keines Nutz erspriessen wird; die Städte werden zunehmen in ihrem Willen, die Gewerbe werden des grössern Teiles fallen; die Unsittlichkeit wird überhandnehmen, viele Christen werden ihres Glaubens vergessen und aus Unfleiss der Verkündigung des Glaubens ihre Kinder ohne Glauben erziehen u. s. w. Zum Schlusse wird noch die Beruhigung gegeben, dass viele von andern Astrologen in ihren Praktiken ausgesprochene Drohungen durchaus nicht zu besorgen seien.

Dass Hohenheim mit seiner Praktik ein ganz gewaltiges Aufsehen erregte und dem Verleger zu einem vorteilhaften Geschäfte verholfen haben muss, erhellt aus der Thatsache, dass der neue Astronomus von seinem Widerteil, namentlich von Laurentius Fries, dafür angegriffen und dass die nur sechs Quartblätter starke Flugschrift in etwas mehr als Jahresfrist viermal aufgelegt wurde, nämlich zu Augsburg 1529 und 1530, zu Strassburg im März 1530 und zu Zwickau. Dieser grossartige Erfolg mag Hohenheim zu weitern Arbeiten auf diesem allerdings sehr unsichern Gebiete ermutigt haben. [1])

15. Hohenheims philosophisch-medizinisches System.

Unterdessen beschäftigten aber den stets geistesfrischen Mann unvergleichlich wichtigere Arbeiten, welche sein ganzes Können in Anspruch nahmen. Seine bisherige Thätigkeit erstreckte sich vor allem auf das Einreissen des alten medizinischen Gebäudes, jetzt wollte er sein Können auch in der viel schwierigern Arbeit des Wiederaufbaues zeigen. Ueberdies trug ihm seine schriftstellerische Thätigkeit, welche unter anderm fünf Syphilisschriften zu Tage gefördert, den Vorwurf ein, er wisse über nichts anderes zu schreiben.

[1]) Vgl. 4°—Ausg. X. Die verschiedenen Schriften im Appendix und im Fasciculus Prognosticationum Astrologicarum.

Hohenheim beklagt sich bitter hierüber in der Vorrede zum Paragranum: „Warum lästert ihr Gugelfritzen mein Schreiben? Ihr vermöget es nicht anderst zu verwerfen, als daß ihr saget, ich wisse sonst nichts als allein von Luxu und Venere zu schreiben und davon zu plären. Ist es aber ein kleines oder nach euerem Sinne so sehr zu verachten, wenn ich über die größte Krankheit der ganzen Welt, da keine ärgere nie erfunden worden, schreibe." [1]) Er begnügt sich aber nicht mit diesem Proteste, sondern nimmt den hingeworfenen Handschuh auf und begegnet der böswilligen Verunglimpfung mit der Ausarbeitung zweier Werke, Paramirum und Paragranum, welche sein medizinisches System und dessen philosophische Grundlage darlegen.

In Beritzhausen war es besonders, wo Hohenheim eifrig mit diesen Schriften beschäftigt war. [2]) In diesem abgelegenen Orte des Laberthales rastete er einige Monate, nachdem er im Dezember 1529 Nürnberg verlassen hatte, um in Regensburg sein Glück zu suchen. Daß ihm hier beständige Arbeit und nicht etwa Müßiggang oder Venus die Zeit vertrieben, spricht er in einem lateinischen Briefe einem Arzte gegenüber aus, der ihn mündlich und brieflich gebeten hatte, sich bald möglichst wieder in Nürnberg zu zeigen. „Unermüdlich wage ich, so schreibt er weiter, was Himmel und Erde mir eingeben, den gemalten Aerzten zu schreiben und druckfertig zu machen." [3])

Wäre es nicht ein wahrhaft hohes Ziel gewesen, das Theophrastus mit Einsetzung aller Kraft verfolgte, so würde er sicher in Beritzhausen allen Mut zu einer gedeihlichen Weiterarbeit eingebüßt haben. Im besten Eifer seiner litterarischen Thätigkeit erhielt er nämlich in diesem stillen Winkel von Nürnberg her die amtliche Anzeige, daß infolge Beschlusses des hohen Rates sein von Hektors Diener auf die Kanzlei getragenes Buch, sowie auch andere seiner Schriften im Drucke nicht veröffentlicht werden dürfen

---

[1]) 4°—Ausg. II. S. 15.

[2]) Vgl. 4°—Ausg. V. S. 172.

[3]) 4°—Ausg. V. S. 319 f.

und zwar deshalb nicht, weil von seiten der Universität Leipzig Einsprache erhoben worden sei.

Der zornmütige Mann, der jetzt seine Ausfälle gegen die Kollegen und die Universitäten zu fühlen bekam, brauste nicht nur gegen die hohe Schule in Leipzig auf, sondern setzte auch sogleich einen geharnischten Brief an die Herren in Nürnberg auf mit folgender Einleitung [1]), welche ein nicht geringes Maß von Aufregung verrät: „Ich werde unterrichtet, wie in verstrichener Zeit von Leipzig eine Schrift gekommen. Ihr habet nicht über den Druck zu urteilen. Warum urteilet ihr denn meine Arbeit? Habt deß kein Verstand." Dann setzt Hohenheim auseinander, wie Nürnberg sich berühme, aus Kraft des Evangeliums die Wahrheit zu eröffnen, zu beschirmen und zu fördern; wie auch er aus dieser Ursache nach Nürnberg gekommen, wo man ihn nun mit Unrecht durch das Druckverbot solcher evangelischer Kraft entsetzte; hätten die zu Leipzig etwas gegen ihn, so sollen sie rechtlich mit ihm disputieren. Zum Schlusse übergehend sagt er mit Heftigkeit: „Nun steht euch nicht zu, weder den Druck zu urteilen noch zu verbieten vor angesetzter und geschehener Disputation. So ich aber je soll und muß die Suppen essen, bitt euch, wollet meine eingelegte Supplikation verlesen und handeln nach Inhalt der Supplikation." Hohenheim fand wohl selbst, daß dieser Ton Bürgermeister und Rat verletzen müßte und so schickte er den ersten Entwurf nicht ab, sondern schrieb einen zweiten Brief, [2]) in welchem ungeschwächt dieselben Gedanken zum Ausdruck kamen, aber immerhin in etwas gemäßigterer Form. So faßte er beispielsweise den Schluß in folgende Worte: „Bin derowegen des Verhoffens, die ehrbaren, fürsichtigen, weisen Herren werden mich auf solchen gütlichen Bericht hin in meinem Werke, welches doch weder Gewalt noch Herrschaft anbelanget, sondern allein der armen Kranken Nutz betrachtet und fördert, nicht hindern u. s. w. Gegeben zu Beritzhausen prima Martii Anno 1530."

---

[1]) Chirg. Bücher und Schr. S. 680 f.

[2]) Chirg. Bücher und Schr. S. 679 f.

Ungeachtet dieses „gütlichen“ Berichtes hielt der Rat an dem erlassenen Verbote fest, und es blieb Hohenheim nichts anderes übrig, als da und dort in seinen Schriften den Nürnbergern eines anzuhängen. So macht er sich mit merklicher Anspielung auf den unermüdlichen Beeidiger Spengler wiederholt lustig, wie Aerzte und Apotheker für nichts und aber nichts in Eid genommen werden, wie Nürnberg zur Ehre der Stadt als Aerzte vier bestellte Narren und geschworene Bescheißer besitze, dann verlacht er wieder die Apothekervisitation durch die dortigen Aerzte, „welche eben das in der Hand haben, nach dem sie fragen, ob man's nicht auch habe.“ [1])

Diesen Ton des tief verletzten und bitter gekränkten Gelehrten schlägt Paracelsus vor allem an in seinen beiden Werken Paramirum und Paragranum, welche er eben in Beritzhausen unter der Feder hatte. Unverkennbar spiegeln sich darin die bisher gemachten Erfahrungen seiner öffentlichen Thätigkeit. Die oft allzuscharfe Polemik bringt freilich ein ordentliches Maß von Abwechslung in die wissenschaftlichen philosophischen Auseinandersetzungen der zwei Schriften.

Wenn für einige Augenblicke auf das darin entwickelte System eingegangen werden soll, so darf vorerst nicht vergessen werden, daß Hohenheim schon bei seinem ersten Auftreten in Basel als obersten Satz seiner medizinischen Wissenschaft ausgesprochen hat: scientia est experientia, oder wie er anderwärts ebenso klar sagt: „die rechte Thüre der Arznei ist das Licht der Natur.“ [2]) Paracelsus betrat wirklich diesen Weg der Erfahrung wie kein zweiter vor ihm, er studierte im gleichen Maß den Menschen wie die Natur; er begnügte sich aber nicht mit seinen Einzelbeobachtungen, sondern faßte den Menschen im Zusammenhange auf mit der ihn umgebenden Außenwelt. Obgleich er aber von den besten und gesundesten Grundsätzen ausging, so beeinträchtigte er doch selbst seine reichen Erfahrungen, indem er dieselben im Lichte jener unter dem Namen Neuplatonismus bekannten naturphilo-

---

[1]) 4°—Ausg. V. S. 167; I. S. 172.

[2]) 4°—Ausg. II. S. 195. Vgl. auch S. 200.

sophischen Weltanschauung beurteilte und verwertete, welche stark phantastisch gefärbt ist und sich in einem gewissen Mysticismus verliert. Wenn Paracelsus auch nicht unmittelbar die ganze Natur als belebt und als vom Geiste Gottes beseelt annimmt, so läßt er doch deutlich als seine Ansicht durchblicken, daß in der geschaffenen Welt (Makrokosmus) jedem Einzelwesen, vor allem dem Menschen als dem Mikrokosmus, alle Eigenschaften des Makrokosmus zukommen, daß alles aus Einem entstanden ist und daß zwar jedes Wesen actu ein besonderes darstellt, der Potenz nach aber in jedem alles enthalten ist.

Wie Paracelsus im Makrokosmus drei Welten unterscheidet, die sichtbare, die siderische oder astralische und die himmlische, so muß er die gleichen auch im Mikrokosmus nachweisen, und in der That findet er in demselben die sichtbare Welt vertreten durch das sichtbare Fleisch und Blut, Haut und Knochen; ferner macht sich nach ihm die astralische Welt im Menschen geltend durch die Fähigkeit des Sehens, Fühlens, Empfindens und endlich äußert sich die himmlische Welt durch die unsterbliche Seele.[1])

Soll nun aber eine wahre und genügende Erkenntnis des Menschen gewonnen werden, so kann dies einzig und allein durch die Erforschung des gesamten Makrokosmus, also der ganzen den Menschen umschließenden Welt geschehen. Weil nun Theologie, Astronomie und Philosophie die Erkenntnis der göttlichen, sideralen und sichtbaren Welt erschließen, so können auch einzig diese Wissenschaften das wahre Verständnis des Menschen vermitteln; Theologie, Astronomie und Philosophie bilden somit Grundpfeiler und Ecksteine der Medizin. Als vierten Grundpfeiler derselben führt Paracelsus noch die Alchimie ein und versteht darunter die Lehre von den Veränderungen sowohl im Makrokosmus als im Mikrokosmus. Da er alle diese Veränderungen auf chemische, oder wie er sich ausdrückt auf spagierische Vorgänge,

[1]) Vgl. Hirsch, l. c. S. 54 ff. — Preu, Das System der Medicin des Theophrastus Paracelsus aus dessen Schriften ausgezogen und dargestellt. Berlin 1838. S. 80 ff. S. 101 ff.

also auf Trennungen und Verbindungen der Stoffe zurückführt, so deckt sich sein Begriff von Alchimie mit dem unsrigen von Chemie. Diesen vier Säulen, auf welchen jeder wahre Arzt stehen muß, ist in der Schrift Paragranum, aus deren Vorrede bereits einige Stellen mitgeteilt worden, je ein Traktat gewidmet.[1])

Jeder Arzt muß aber nicht nur in den vier Hauptlehren gründlich bewandert sein, sondern muß ebenso sichern Bescheid zu geben wissen über die fünf Entia, welche Gewalt haben, den Leib zu regieren, welche gesund und krank machen können. Unter diesen fünf Entia, welche den Inhalt des Volumen Paramirum[2]) bilden, versteht Paracelsus: Einflüsse, welche auf den Körper wirken und alle Krankheiten machen und gebären. Er zählt hiezu folgende fünf: ens astrorum, ens veneni, ens naturale, ens spirituale und ens deale. Das ens astrorum verursacht kosmische und atmospärische Einflüsse. Auch bei Behandlung dieses Gegenstandes redet unser Arzt durchaus nicht der damaligen Astrologie das Wort, sondern eifert entschieden gegen dieselbe und führt weitläufig und mit allem Nachdruck aus, daß die Planeten, die Sterne und alles Firmament nichts machen können an unserm Leib, nichts an unserer Schöne, nichts an unsern Tugenden und Eigenschaften; die Sterne seien frei für sich selbst und wir frei für uns selbst. Es komme auch durchaus nicht darauf an, in welchen Planeten und Sternen ein Kind geboren werde, denn wenn es auch in den besten und tugendreichsten Planeten auf die Welt komme, so könne es dennoch in sich das Widerspiel haben und ganz überzwerch sein.

Paracelsus leitet einen Einfluß der Gestirne auf den Menschen von einer ganz andern Seite ab. Ihm gilt nämlich das ens astrale als ein Schweiß, Dunst und Geruch der Sterne, womit die Luft vermischt wird. Je nach der Natur dieser Ausdünstungen schaden sie oder schaden nicht, verursachen Gesundheit oder Seuchen

---

[1]) 4°—Ausg. II. S. 21—97. — Preu, l. c. S. 59 ff. — Vgl. auch Franz Hartmann, Die Medizin des Theophrastus Paracelsus vom wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, Leipzig. S. 26—92. Hartmann faßt hier Hohenheim im spiritistischen Sinne auf.

[2]) 4°—Ausg. I. S. 1—64.

und großes Sterben. Um diesen Gedanken seinen Lesern nahe zu bringen, nimmt der gewandte Schriftsteller zu einem jener meist trefflich gewählten Bilder Zuflucht, welche uns auf jeder Seite seiner Schriften begegnen und diesen einen eigenen Reiz verleihen. „Eine Stube, so erklärt er das ens astrale, die vermacht ist und verschlossen, dieselbig empfanget in ihr einen Geschmack, wie du ihn machest in sie. Derselbig Geschmack kommt nicht aus ihr, sondern von dir. Wie du denselbigen machest, also müssen ihn die schmecken, die darin sind, und es ist möglich, daß du alle Krankheiten und aber auch deren Kur darin gebierst denjenigen, die darin wohnen. Nun merke aber, die Luft so darin ist, kommt nicht von dir, wohl aber der Geschmack kommt von dir. Nun verstand weiter: die Astren umgeben die ganze Welt wie eine Schale ein Ei. Durch die Schale kommt die Luft und geht anfänglich durch sie auf das Centrum der Welt zu. Also merket nun, welche Astra vergiftet sind, diese beflecken die Luft mit ihrem Gift, und wo dies Gift hinkommt, da entstehen die Krankheiten nach den Eigenschaften desselbigen Planets.“ [1])

Den denkbar größten Einfluß auf den Gesundheitszustand des Menschen räumt Paracelsus dem ens veneni ein. Die Abhandlung über diesen Gegenstand gehört wohl zu den eigenartigsten und interessantesten Produkten paracelsischen Geistes. — Die neuplatonische Natur-Auffassung führte unsern Theophrastus nicht nur zur Ansicht, daß das Wesen der Körper in den in ihnen wirksamen Kräften bestehe, sondern zu einer solchen Personifikation dieser Kräfte, daß ihm daraus ein eigentliches geistiges Element entstand, welches jedem einzelnen Körper belebend und regierend innewohnt. Paracelsus nennt dieses geistige Element eines Körpers dessen Archaeus. Noch mehr als bei der leblosen Natur glaubt er sich zur Annahme eines solchen Geistes bei den belebten Naturwesen berechtigt, bei welchen er, wie beispielsweise beim Menschen, beobachtete, daß in ihnen Organe (wie Magen und Herz) thätig sein können, ohne daß sie in irgend einer Weise vom Willen des Menschen abhängig wären.



[1]) 4°—Ausg. I. S. 18. f.

Diesen selbständigen, vom Willen unabhängigen Geist in Mensch und Tier, unter dessen unbedingter Herrschaft alle innern chemischen Vorgänge und Veränderungen stehen, nennt Theophrastus den Alchimisten. Die wichtigste Aufgabe desselben besteht darin, die dem Körper zugeführte Nahrung, welche giftig und gesund sein kann, genau zu durchsuchen, und darin das Böse vom Guten, das Giftige vom Gesunden, das Brauchbare vom Unbrauchbaren zu scheiden und das Gute, die essentia, dergestalt in eine Tinktur zu verwandeln, daß daraus Blut und Fleisch wird. Der ganze Leib mit all seinen verschiedenen Teilen muß gebildet und geformt werden durch den Alchimisten. „Wiewohl wir nicht Bein essen, sagt Theophrastus, noch Geäder, Ligamenten und selten Hirn, Herz, Kröß, auch nicht Schmer: so verstehet, daß nicht Bein Bein macht, noch Hirn Hirn, sondern ein jeglicher Bissen ist das alles. Das Brot ist Blut, es ist Speck u. s. w.: niemand greift's noch sieht's, es wird es aber doch: so gut ist der Meister Alchimist im Magen." Dieser treffliche Meister hat wirklich seine Hauptwohnung im Magen, denn der Magen ist sein Instrument, darin er kocht und arbeitet. Wie der Mensch, so hat auch jede Tiergattung wieder einen andern nur ihr eigenen Alchimisten. Theophrastus macht dieses Verhältnis durch folgende Beispiele klar: „Der Pfau ißt Schlangen, den Lacerten, den Stellionem; es sind dies Tiere, welche für sich vollkommen und gesund sind, andern Tieren ein lauter Gift, aber dem Pfauen nicht. Sein Alchimist ist so subtil, daß kein Tier ihm gleicht mit seinem Alchimisten, der also scharf scheidet Gift und Gut von einem Ding. Jedes Tier braucht die ihm eigentümliche Nahrung, und darauf ist ihm ein Alchimist verordnet, der das Richtige scheidet. Straußen-Alchimist scheidet das Eisen. Der Alchimist der Sau ist noch subtiler als der Alchimist des Menschen, denn der Alchimist der Sau scheidet noch Nahrung von dem, was der Alchimist des Menschen auswirft; es giebt überhaupt keinen schärfern Alchimisten, der die Nahrung genauer ersucht, als der Sau Alchimist." [1])

---

[1]) 4°—Ausg. I. S. 26. — Vgl. auch II. S. 61—80.

Das vom Alchimisten ausgeschiedene Gift muß dieser durch die verschiedenen Emunktorien aus dem Körper fortschaffen, wozu auch Mund und Augen, Nasen und Ohren und die Schweißlöcher gezählt werden. — So lange im Menschen alles unter dem Einflusse und der Herrschaft des Alchimisten steht und dieser selbst arbeitsfähig ist, so lange bleibt der Mensch gesund; ist aber der Alchimist bresthaft, so daß er das Gift da oder dort im Körper nur mangelhaft und nicht nach vollkommen künstlicher Art ausscheidet oder wenn er sich einen parteiischen Punkt merkt, so wird der Mensch krank und er wird schließlich sterben, wenn ihn der Alchimist verläßt.

Aber auch die übrigen drei Entia können über unsern Leib Gewalt erhalten und alle Krankheiten hervorbringen. Ohne hierauf näher einzutreten, mag die Bemerkung genügen, daß Paracelsus unter ens spirituale den Einfluß des Geistes auf den Körper des Menschen und unter ens deale die göttliche Schickung versteht, von welcher in letzter Linie Gesundheit und Krankheit abhängen; das ens naturale ist ihm aber „das, so unser eigen Leib uns krank macht durch seine Verirrung und durch sein selbst zerbrechen."

Namentlich auf die göttliche Schickung kommt Hohenheim in seinen Werken wiederholt zurück und will die Krankheit als eine Strafe Gottes, als ein Fegfeuer und eine Demütigung angesehen wissen. Wir sollen in unsern Krankheiten sehen, meint er, daß alle unsere Sache nichts ist und daß wir in keinen Dingen gut ergründet sind und die Wahrheit wissen; sondern in allen Dingen seien wir bresthaftig, und unser Können und Wissen sei nichts. Bei der gleichen Stelle ruft er aus: „Die Heidnischen und Ungläubigen schreien zu dem Menschen um Hilfe, aber ihr sollt zu Gott schreien; Er wird Euch wohl zuschicken den Gesundmacher, es sei dann ein Heilig, oder ein Arzt oder sich selbst. Das sollt ihr merken, daß Gott der erste Arzt sein soll, ohne den nichts geschieht." [1])

---

[1]) 4°—Ausg. I. S. 60.

Einen hervorragenden Platz nehmen in den medizinischen Abhandlungen und Schriften unseres Arztes die sogenannten tartarischen Krankheiten ein, denen wir bereits bei den Basler Vorlesungen begegnet sind. Die paracelsische Lehre vom Tartarus umfaßt das weite Gebiet der Ausscheidungs-, Ablagerungs- und Gerinnungsvorgänge im menschlichen Körper, von den weichsten Formen bis zu den härtesten Verkalkungen. Paracelsus nannte diese Krankheiten, bei welchen sich aus den Flüssigkeiten des Körpers feste Niederschläge in den verschiedensten Organen auch in Herz, Leber und Nieren ablagern und in Galle und Blase Steine zurücklassen, deshalb tartarisch, weil solche Niederschläge und Ablagerungen ähnlich wie die weinsteinsauren (tartarisch) Kaliablagerungen an den Wänden der Weinfässer zu stande kommen. Nicht jeder Tartarus ist aber dem Menschen schädlich; so lange dieser solutus, d. h. so lange die tartarische Materie in Lösung bleibt, kann sie durch den Alchimisten unschädlich gemacht und aus dem Körper fortgeschafft werden, wenn nicht etwa die Emunktorien verstopft sind; kommt es aber zum Gerinnen in den vom Tartarus ergriffenen Lokalitäten, geht mit andern Worten der tartarus solutus in den tartarus coagulatus über, so tritt Erkrankung ein. [1]) — Die Hauptgesichtspunkte dieser Lehren hatte Paracelsus schon vor seiner Basler Zeit dem kranken Erasmus gegenüber in einem ärztlichen Gutachten auseinandergesetzt; der gelehrte Humanist wußte allerdings auf den ihm unverständlichen Brief nur mit kühlen Sätzen zu antworten. [2])

Es mag gleich an dieser Stelle bemerkt werden, daß Hohenheim dem Arzte nur dann ein Eingreifen in den Krankheitszustand gestattet, wenn er die volle Ueberzeugung gewonnen hat, daß der Natur selbst oder, um Hohenheims Ausdruck zu wählen, daß dem „innern Arzte“ (dem Alchimisten) zur Ueberwindung der

---

[1]) Vgl. Paracelsus-Forschungen II. S. 111 f.; S. 114, wo auf das allmähliche Ausreifen der Hohenheimschen Ansichten über den Tartarus hingewiesen wird. — Preu, l. c. S. 257—272.

[2]) 4°—Ausg. III. S. 339.

Krankheit die nötige Kraft abgeht; sobald der „äußere Arzt“ dies sieht, daß der innere Arzt „verzablet und ermüdet ist,“ [1]) muß er ihn im Kampfe gegen die Krankheit unterstützen und zwar durch



Porträt des Paracelsus von A. Hirschvogel.

Anwendung der Arcana, d. i. der Heilmittel, welche vermöge ihrer Essentia oder deutlicher, durch die in ihnen wohnenden magischen Kräfte den Krankheitskeim (aus welchem sich überhaupt nach

[1]) 4°—Ausg. II. S. 223.

paracelsischer Auffassung alle krankhaften Störungen entwickeln), zu vernichten im stande sind. Paracelsus redet somit der Naturheilkraft das Wort, und für den Fall der Anwendung von Heilmitteln vertritt er überall die Ansicht, daß die Natur für jede Krankheit auch ein besonderes Heilmittel geschaffen, und daß Gott dieses gerade in jenes Land gelegt hat, wo die Krankheit vorkommt, weshalb man ganz unnötigerweise viel Geld auslege für Kräuter fremder Länder. Wie die Natur uns selbst eine natürliche Apotheke geschaffen, führt er im 7. Kapitel seines Labyrinthus Medicorum mit folgenden Sätzen aus: „Die Natur giebt eine Apotheke in die Welt. Wie in einer Apotheke die Kräuter u. s. w. versammelt und eingesammelt sind und dort gefunden werden, und wie ein Apotheker mehr hat als der andere und anderst als der andere: also ist auch in der Welt eine natürliche Ordnung der Apotheken, also daß alle Wiesen und Matten, alle Berg und Bühel Apotheken sind; und diese Apotheken stellt und giebt uns die Natur, aus denen wir die unsern füllen sollen. Nun aber ist in der Welt die ganze Natur eine Apotheke und mit nicht mehr als mit einem Dache bedeckt. Nur einer führt den Mörsel, so weit die ganze Welt geht. Der Mensch aber hat's particulariter, nicht in toto, etwas und doch nicht alles; denn die natürliche Apotheke übertrifft die menschlichen.“ [1])

Theophrastus sah aber, daß nicht der ganze als Heilmittel benutzte Naturkörper heilende Kraft besitze, sondern daß nur die ihm innewohnende Essentia die arkanische, d. h. spezifische Wirkung ausübe. Infolgedessen war sein Hauptbestreben darauf gerichtet, diese Essentia aus den Pflanzen herauszuziehen und Extrakte zu bilden, in welchen das Arcanum frei gemacht ist. Der Einsiedler Arzt ist aber in Verfolgung dieses Gedankens nicht nur der Vater der Essenzen und Extrakte, sondern auch der Begründer der verschiedensten Tinkturen geworden. Reich an chemischen Kenntnissen, wie kein zweiter seines Zeitalters, erkannte er auch die Heilkraft der Metalle und ihrer chemischen Verbin-

[1]) 4°—Ausg. II. S. 220.

bungen, namentlich des Quecksilbers, Arsens und Antimons, des Eisens, Bleis und Kupfers;[1] aber auch hier hielt er dafür, daß das Arcanum erst durch chemische Operationen, durch die Darstellung von Präparaten und Tinkturen der betreffenden Metalle wirksam gemacht werden könne.

Schon diese flüchtige und unvollständige Darlegung der Naturanschauung Hohenheims und seines auf dieser beruhenden medizinischen Systems läßt ermessen, welch geistvollen Kopf es zur Planierung und konsequenten Durchführung dieses ganz neuen Baues bedurfte, zu welchem aus dem alten, niedergerissenen, griechisch-arabischen Bauwerk kaum der eine oder andere Stein verwertet werden konnte. Der Boden, auf welchen das neue System fundamentiert wurde, war entschieden fest und der einzig richtige, denn die Heilkunde kann wohl auf keiner andern Basis gedeihen als auf jener der Erfahrung.

Ein großer Fehler haftete aber dem Gebäude an, der es für alle Zukunft unbrauchbar machte, es war zu hoch. Der verwegene Baumeister erhob sich in seinem kühnen Gedankenschwunge bis in die unklaren und verschwommenen Regionen des Mysticismus; dorthin folgten aber nur wenige Freunde, indes die Großzahl der zeitgenössischen Berufsgenossen den genialen Mann nur von unten zu begeifern wußten. Im paracelsischen Mysticismus ist der Hauptgrund zu suchen, warum seine Medizin mit ihren vielen neuen und guten Heilmethoden, mit ihrer Vereinfachung der Rezeptur, mit ihrer Verbesserung der Präparate und ihrer unschätzbaren Bereicherung des Arzneischatzes aus dem Reiche der Metalle, keine durchgreifende Reform der Heilkunde herbeizuführen, sondern nur einer solchen vorzuarbeiten vermochte. In seiner Geschichte der Medizin kommt Hirsch bei Behandlung des Paracelsismus zu dem Schlusse, daß dieser wohl eine kräftige Bewegung in die ärztliche Welt gebracht hat, daß er aber in der Geschichte der Heilkunde nicht eine Entwicklungsphase, sondern nur eine Episode bilde, deren historische Bedeutung nicht zu leugnen sei.[2]

---

[1]) Eine Zusammenstellung der wichtigsten Heilmittel Hohenheims findet sich in Preu, l. c. S. 207—222.

[2]) Hirsch, l. c. S 64. — Vgl. auch Marx, l. c. 87 ff.

16. Verunglimpfungen der Person Hohenheims.

Der furchtbare Sturm, den Paracelsus mit seinen Theorien in medizinischen Kreisen entfesselte, bezog sich so ziemlich auf alles, was er sagte und schrieb, selbst auf seine vorzüglichsten Errungenschaften; so protestierte beispielsweise die Universität von Paris nicht nur gegen die Anwendung der metallischen Heilmittel Hohenheims, sondern schloß jeden unbarmherzig aus der Fakultät aus, der nicht gehorchen wollte. Eigentümlicherweise ist aber kaum einer der zahllosen Gegner auch als Widerleger des verwünschten Systems, oder der von Paracelsus gelehrten Heilmethoden und Arzneimittel aufgetreten, sondern sie begnügten sich damit, die Person des ihnen nun einmal verhaßten und ihnen unbegreiflichen Gelehrten in den Kot zu ziehen. Den Höhepunkt in der Verunglimpfung Hohenheims erreichte wohl Dessen, Professor in Löwen, mit seinem Ausspruche: „Paracelsus est magnus monstrosus, superstitiosus, impius et in Deum blasphemus, infandus impostor, ebriosus, monstrum horrendum.“ [1])

Wie dem Hochschullehrer der Doktorhut heruntergerissen und ihm überhaupt eine wissenschaftliche Schulbildung abgesprochen wurde, ist bereits erwähnt worden. Hand in Hand ging damit die Behauptung, Hohenheim sei des Lateins nicht kundig gewesen, eine Verdächtigung, welche dieser selbst provozierte, indem er gegen die Uebung der damaligen wissenschaftlichen Welt deutsch lehrte und deutsch schrieb. Wer sich auch nur oberflächlich mit Paracelsus beschäftigt hat, wird die von Konrad Gessner zuerst aufgetischte Meinung (Germanice docebat ob imperitiam opinor Latinæ linguæ) vollständig unbegründet finden, denn jeder Para-

---

[1]) Citiert in Hirsch, l. c. S. 62. — Herr Sudhoff schreibt dem Verfasser zu dieser Stelle: „Dessen (Bernhard Dessenius von Kronenburg) war früher in Groningen Professor, später in Köln, wo er 1565 im Auftrage des Magistrates eine Kölner Pharmakopöe herausgab. Er gehörte zu der Clique der Kölner Aerzte, welche Fedro bekämpften. Die Stelle ist aus einer Schrift gegen Fedro entnommen. Natürlich muß es „magus“ und nicht „magnus“ heißen; auch ist das Ganze so aus einem Satze zusammengelesen.“

celsuskenner weiß, daß alle seine Lehrer, angefangen von dem gelehrten Vater und den vielen hochgestellten und gründlich gebildeten Geistlichen bis zu Sigmund Füger von Schwatz und den Professoren der von ihm besuchten Universitäten ohne Ausnahme Lateiner waren und nach damaliger Sitte nur in lateinischer Sprache unterrichteten; ferner wird keinem, der auch nur die kleinste Schrift des Meisters gelesen hat, entgangen sein, daß Hohenheim häufig mitten in seinen deutschen Abhandlungen nicht nur lateinische Redensarten, sondern ganze lateinische Sätze einstreut, und wer überdies die Huserschen Ausgaben kennt, wird dort mehrere lateinische Entwürfe zu deutsch ausgeführten Werken getroffen haben, desgleichen lateinische Briefe, welche an Gelehrte und Kollegen geschrieben sind. Zwei in Original noch erhaltene lateinische Briefe sind oben besprochen worden. Diejenigen, welche selbst alle lateinischen Brocken in den paracelsischen Werken dem sprachkundigen Famulus Oporin zuschrieben, haben sicherlich übersehen, daß sogar Jociscus, Oporins Biograph, von Theophrastus geradezu schreibt, er habe eine vorzügliche Kenntnis der lateinischen Sprache besessen.

Wollte man annehmen, Hohenheim habe aus Bequemlichkeit, um rasch einen Ausdruck für seinen Gedanken zu finden, deutsch geschrieben, so dürfte man sich gewaltig täuschen; von der Schule und den Schriften der Alten her mußte ihm gewiß die lateinische Ausdrucksweise geläufiger sein, und daß er öfters nach deutscher Wiedergabe lateinischer Wörter und Redewendungen ringen mußte, dafür finden sich in seinen Werken Anhaltspunkte und Aussprüche genug. [1])

Am empfindlichsten mußte den stolzen Neuerer, der sich bei jeder Gelegenheit der selbsteigenen Geistesarbeit rühmte und keine Autorität anerkannte, der Vorwurf des geistigen und litterarischen Diebstahls verletzen, den ihm schon der Basler

[1]) Vgl. Paracelsus-Forschungen II. S. 84 ff. — Chirg. Bücher und Schr. S. 11, 160, 171. (Von der Impostur der Kriechischen Artzten). S. 251, 265, 652.

Pamphletist in der Form „gestohlener Federn" an den Kopf warf. Paracelsus weist diesen Schimpf voll Entrüstung zurück und macht mit Anspielung auf Basel aufmerksam, daß er zehn Jahre lang kein medizinisches Buch gelesen und daß alles vom Munde in die Bücher diktiert werde, wofür er seine Secretarii zu Zeugen anruft. [1]) Trotz dieser Versicherungen des geistreichen und originellen Schriftstellers und ungeachtet der Thatsache, daß noch niemand den Beweis für den ehrenschänderischen Schimpf des Diebstahls erbracht hat, begegnet man noch bis in die allerneueste Zeit in Artikeln und Abhandlungen über Paracelsus der Behauptung, er habe nur den Abt Trithemius und den Benediktiner Basilius Valentinus ausgeschrieben. Wenn auch zugegeben wird, daß Trithemius auf seinen Schüler einen unverkennbaren Einfluß ausgeübt hat, und daß Paracelsus in der That auch in seinen chemischen Anschauungen auf jenen seiner Vorgänger Geber, Roger Baco, Raimund Lull u. s. w. fußt, so muß doch entschieden in Abrede gestellt werden, daß er irgend etwas in chemischer oder medizinischer Beziehung von einem Basilius Valentinus entlehnte. Nach den gründlichen Forschungen Kopps und Sudhoffs, [2]) welche zu den besten Kennern der chemischen und medizinischen Litteratur jener Zeit gehören, ist Basilius Valentinus ein Pseudonym, dessen Schriften erst kurz vor 1600 entstanden sind, die aber teilweise in das 14. und 15. Jahrhundert zurückdatiert wurden. Da dieser Basilius Valentinus ganz auf Paracelsus ruht, so wurde später umgekehrt diesem in die Schuhe geschoben, jenen blutegelartig ausgesogen zu haben. — Zur Verbreitung dieser Ansicht trug namentlich auch der bekannte Naturforscher Athanasius Kircher bei, der es nicht unter seiner Würde hielt, die gangbarsten und pöbelhaftesten Verunglimpfungen Hohenheims unter Aufwendung nicht geringer rhetorischer Figuren weiter zu

[1]) 4°—Ausg. V. S. 133. Vgl. Paracelsus-Forschungen I. S. 47 ff. II. S. 83.

[2]) Vgl. Kopp, Die Alchemie l. c. I. T. S. 30 f. — Paracelsus-Forschungen I. S. 76 f. — Fischer, Paracelsus in Basel, l. c. S. 112. (Basilius Valent. sei eine bloße Mystifikation).

sagen. Oder verrät es beispielsweise nicht rhetorisches Geschick, wenn Kircher unsern Paracelsus mit dem Tintenfisch vergleicht, der durch Ausspritzen seines wüsten Farbstoffes auch das klarste Wasser zu schwärzen und sich in diesem Moraste zu verbergen versteht, um recht drastisch auszudrücken, wie vorsichtig Hohenheim in Benutzung seiner Autoren gewesen sei, um ja nicht entdeckt zu werden? [1])

Daß Paracelsus nicht nur in seiner Eigenschaft als Gelehrter und Arzt Angriffen ausgesetzt war, sondern daß auch sein Privatleben, in welchem man ihn als einen gemeinen Säufer zu taxieren beliebte, herabgezogen wurde, ist teilweise bereits erwähnt worden. Wer würde sich nun nach jener Darstellung verwundern, wenn auch mit Rücksicht auf die Verwandtschaft der beiden Göttergestalten Bacchus und Venus eine ganze Flut unsittlicher Beschuldigungen über den arg geschmähten Mann ausgegossen worden wäre? Doch wir begegnen keinem solchen Vorwurfe; in sittlicher Hinsicht liegt auch nicht der geringste Makel auf dem Bilde Hohenheims. Wie alle seine vielen medizinischen Schriften, in welchen gewisse Gegenstände mit einer ängstlichen Schonung des sittlichen Gefühls behandelt werden, durchaus einen tadellos züchtigen Geist bekunden, so konnten auch die schärfsten Beobachter Hohenheims, der seiner Lebtag ehelos blieb, in dessen Leben keinen unsaubern Stoff zur Kritik finden. Paracelsus beruft sich wiederholt darauf, daß er der Venus nicht gedient habe und beklagt gleichzeitig, daß ihm dies zum Vorwurf gemacht werde. Die Thatsache, daß er kein Weib genommen, blieb vielen unverständlich und wurde durch die albernsten Hypothesen zu erklären versucht, welche weder mit seinem Vollbart (auf dem Bilde in St. Gallen 1529) vereinbar sind, noch einen Halt finden in den genauen Untersuchungen seiner Ueberreste in Salzburg. „Warum Paracelsus unbeweibt blieb, sagt Sudhoff, hat wohl tiefere Gründe, als der bibelkundige Mann seinen Zeitgenossen, denen das Heiraten damals mit zur reinen Lehre gehörte, kund zu thun für gut fand.“ [2])

---

[1]) Athanas. Kircher, Mund. Supt. Tom. II. p. 278.

[2]) Paracelsus-Forschungen II. S. 128. — Vgl. Murr, l. c. S. 182 f. — Aberle, l. c. S. 58 f.

Interessant bleibt noch, daß unser Doktor Helveter, wie ihn auch die Gegner schimpften, die Frauen nur als halbe Kreaturen betrachtet, deren Haar nur halb Haar, deren Herz nur halb Herz ist, die mehr Krankheiten als der Mann ausgesetzt sind und die diesem gegenüber bloß den „wilden Beyel gleichen, die do nit schmecken.“ [1])

17. Der Landfahrer.

Wer des Theophrastus Charakter kennt, wird es verständlich finden, daß er nie zu einer Familiengründung schreiten konnte, denn er war nun einmal zum Wandern veranlagt und wollte und hatte keinen bleibenden Wohnsitz. Wenn man aber wagte, seiner größern und kleinern Reisen wegen Ausstellungen an ihm zu machen, so hieb er unbedenklich mit den verletzendsten Waffen des Spottes und Hohnes drein. Seine diesbezüglichen Widerlegungen der Gegner zeigen ihn auf vorteilhafteste Weise in seiner gewaltigen Ueberlegenheit, als einen Adler unter einem Haufen gemeiner Sperlinge. Paracelsus behandelt dieses Thema mit Wohlbehagen in allen seinen mit Polemik gespickten Schriften, am köstlichsten aber in seinen „Defensionen“. [2]) Wir lassen hier das prächtige Stück hohenheimscher Darstellungskunst der Hauptsache nach folgen:

„Mir ist not, mich zu verantworten von wegen meines Landfahrens und von wegen dessen, daß ich so gar nirgends bleiblich bin. Nun, wie kann ich aber wider das sein oder das überwinden, was zu überwinden mir unmöglich ist? oder wozu ich prädestiniert bin? Darum, daß ich ein Landfahrer bin und deshalb minder wert sei, soll mir niemand verargen, wenn ich mich dagegen beschwere. Mein bisheriges Wandern hat mir viel genützt; und zwar Ursache: weil keinem sein Meister im Hause wächst, noch einer seinen Lehrer hinter dem Ofen hat. Die Künst sind nicht verschlossen in eines Vaterland, sondern sind ausgeteilt durch

---

[1]) 4°—Ausg. IV. S. 404. — II. S. 97 (Dr. Helveter).

[2]) 4°—Ausg. II. S. 173—177.

die ganze Welt; sie sind weder in einem Menschen noch an einem Ort allein, sondern sie müssen zusammengeklaubt werden und genommen und gesucht da, wo sie sind. Darum hab ich Fug und Verstand, daß ich sie suchen muß und sie nicht mich. Nehmet ein Exempel: Wollen wir zu Gott, so müssen wir zu ihm gehen, denn er spricht: kommt zu mir. Dieweil nun dem so ist, so müssen wir dem nachgehen, dahin wir wollen.

„So folgt nun aus dem, will einer eine Person sehen, ein Land sehen, eine Stadt sehen, daselbst Ort und Gewohnheit erfahren, des Himmels und der Elemente Wesen, so muß einer denselbigen nachgehen. Daß diese ihm nachgehen, ist nicht möglich. Wie kein Birnbrater hinter dem Ofen ein guter Cosmographus oder ein guter Geographus werden kann, so auch der Arzt nicht, er muß wandern. Denn auch die Krankheiten wandern hin und her, so weit die Welt ist, und bleiben nicht an einem Orte. Will einer viele Krankheiten erkennen, so wandert er auch: wandert er weit, so erfährt er viel und lernt viel erkennen. Und kommt dann ein solcher fremder Gast in sein Vaterland, so kennt er ihn. Wo er ihn aber nicht kennen würde, wäre ihm das spöttisch und eine große Schand. Sollte mir dann das in Argem aufgenommen werden, was ich wegen des gemeinen Nutzens thue, so müßte ich mich darüber beschweren. Es verargen es aber nur die Polsterdrucker, die ohne Schlitten, Karren und Wagen vor kein Thor hinausgehen. Diese sind eben nicht Perambulani: darum hassen sie das, was sie nicht sind. Giebt Wandern aber nicht mehr Verstand, dann hinter dem Ofen sitzen? Ein Arzt soll kein Nüdeldrucker sein, er soll sich auch weiter merken lassen.

„Wie die Aerzte jetzo in der Welt zu meinen Zeiten geschickt sind, so schmeckt ihnen weder zu wandern noch zu lernen. Dazu bringt sie das Volk, daß sie ihnen immer mehr Geld geben, obschon sie nichts wissen. So sie das merken an den Bauern, daß sie nicht wissen, wie ein Arzt sein soll, so bleiben sie hinter dem Ofen, setzen sich mitten unter die Bücher und fahren also im Narrenschiff.

„Ein Arzt soll sein ein Cosmographus, nicht aber um die

Länder zu beschreiben, wie sie Hosen tragen, sondern um tapferer anzugreifen, was sie für Krankheiten haben. — Dann ist auch von nöten, daß der Arzt sei ein Philosophus, will er ein solcher sein, so muß er zusammenklauben von allen Enden, wo etwas ist. Denn will einer nur einen Braten essen, so kommt das Fleisch aus einem andern Land, das Salz aus einem andern Land, die Speise aus einem andern Land. Müssen diese Dinge wandern, bis sie zu dir kommen, so mußt du auch wandern, bis du das erlangst, das zu dir nicht kommen kann. Denn Künst haben nicht Füß, daß sie dir die Metzger nachtreiben können; sie sind auch nicht in Küessen zu führen, noch in kein Faß zu verschlagen. Dann ist auch notwendig, daß der Arzt ein Alchimist sei. Will er das sein, so muß er die Mutter sehen, aus der die mineralia wachsen. Nun gehen ihm aber die Berge nicht nach, sondern er muß ihnen nachgehen.

„Ich geschweige anderes, das der erfährt, der da hin und her zieht, bezüglich der Bekanntschaft mit mancherlei Personen und der Erfahrung von allerlei Gebärden und Sitten. Nun geht aber doch ein Buhler einen weiten Weg, bis er ein hübsches Frauenbild sieht. Wie viel mehr soll einer einer hübschen Kunst nachgehen? Nun ist doch die Königin vom Ende des Meeres gekommen zum Salomon, um seine Weisheit zu hören. Ist eine solche Königin der salomonischen Weisheit nachgegangen, was ist die Ursache gewesen? Diese ist, daß die Weisheit eine Gabe Gottes ist; in was er sie hingiebt, in dem soll man sie auch suchen. Also auch da, wo er die Kunst hinlegt, da soll sie gesucht werden. Das ist eine große Erkenntnis, daß der Mensch so viel versteht, daß er die Gaben Gottes suchet, da wo sie liegen, und daß wir gezwungen sind, denselben nachzugehen. Da nun hier ein Zwang vorliegt, wie kann man dann jenen verachten oder verspeien, der solches thut?

„Es ist wohl wahr, diejenigen, welche es nicht thun, haben mehr, als die es thun: die hinter dem Ofen sitzen, essen Rebhühner, und die den Künsten nachziehen, essen ein Milchsuppen; die Winkelblaser tragen Ketten und Seide, die da wandern, ver-

mögen kaum einen Zwilch zu bezahlen; die in der Rinkmauer haben Kaltes und Warmes, wie sie wollen, die in den Künsten hätten, wenn der Baum nicht wäre, nicht einen Schatten. Der nun dem Bauche dienen will, der folget mir nicht, er folget jenen, die in weichen Kleidern gehen. Diese taugen nichts zum wandern, denn Juvenalis sagt, daß allein jener fröhlich wandert, der nichts hat. Darum betrachten diese den andern Spruch: damit sie nicht gemordet werden, bleiben sie hinter dem Ofen und kehren Birnen um.

„Also glaube ich, daß ich bisher mein Wandern billiger Weise verbracht habe und mir zum Lob und nicht zur Schande gereicht. Denn das will ich endlich bezeugen mit der Natur; derjenige, der sie durchforschen will, der muß mit den Füßen ihre Bücher treten. Wie die Schrift erforscht wird durch ihre Buchstaben, so die Natur durch Land um Land; so oft ein Land, so oft ein Blatt im Buche der Natur. Also ist Codex naturæ, also muß man ihre Blätter umkehren."

Namentlich in seiner Jugend hatte Hohenheim die Blätter von ganz Europa durchgesehen, und der Ruf dieses Wanderlebens folgte ihm später von Stadt zu Stadt, so zwar, daß man ihn nicht nur Europa, sondern auch Asien und Afrika bereisen ließ, was er aber selbst in Abrede stellt; „daß ich Asiam und Aphricam erfahren habe und dieselbigen Blätter umgekehrt, ist nit," sagt er im Buche von den tartarischen Krankheiten, wo er überhaupt wie kaum anderswo von der Welt als von einer Mappa spricht, „deren Folia der Arzt perambulanisch, peregrinisch und mit Landstreichen durchblättern soll, um nicht als stubengelehrter Theoricus dem Klosterbruder zu gleichen, der nur sein eigen Geigen kennt und was ihm seine klösterliche Spekulation lehret und außer dem Kreuzgang und Glockenseil nichts weiß." [1])

Daß Paracelsus bei seinem Wanderleben kein Geld und irdisch Gut gesammelt, sondern von der Hand in den Mund lebte, d. h. durchbrachte, was er mit seiner Kunst verdiente und oft am Hunger-

---

[1]) Vgl. 4°—Ausg. II. S. 251—256.

tuche nagte, ist begreiflich. Er selbst spricht dies in einer der Vorreden zum Spitalbuche offen aus und gesteht dort, daß der Rhein und die Donau und die guten Gesellen bezeugen werden, daß er mit Kleidung, Haus und Hof, so einer etwa haben könnte, oft für einen Monat nicht ausgekommen wäre. Dann meint aber der lustige Wandervogel, daß ihm, obgleich er das Geld verdummelt, doch am Hauptgute, seiner Kunst, nichts abgegangen sei. [1])

18. Traurige Erfahrungen.

Obschon nun die Gegner Hohenheims seine Reisen anerkennen mußten und die dabei reichlich gewonnenen Lebenserfahrungen nicht leugnen konnten, so wollten sie ihm doch den Ruhm des großen Weltkenners dadurch schmälern, daß sie ihn als Charlatan und Marktschreier von Stadt zu Stadt ziehen und seine Heilmittel nach Art der schwarzhaarigen Zigeunerin und heilkundigen Alten anpreisen ließen. Daß man seit Ende des 17. Jahrhunderts ihm auch noch bombastischen Wortschwall, den man übrigens in paracelsischen Schriften nicht findet, in den Mund legte, haben die Engländer verschuldet, welche zuerst den Geschlechtsnamen Bombast oder besser Banbast mit ihrem „bombastisch" identifizierten. Obgleich Theophrastus selbst am entschiedensten wider alles marktschreierische Gebaren der Heilkünstler eiferte und jene Apotheker und andere Lotterhölzer und Platerer hart ins Gebet nimmt, welche ihn um Pflaster, Salben, Ceroten, Cataplasmata und anderes betrogen, den gestohlenen Kram am Markte auf den Schragen der Kunst setzten und mit dieser Falle dem Pfennig richteten, wie der Weidmann dem Wildschwein, so konnte er dennoch der böswilligen Kritik nicht entgehen; dies um so weniger als er oft genug seinen nicht gereiften Widersachern allerlei Liebenswürdigkeiten sagte, sie unter anderm mit Kindern verglich, welche auf der Mutter Schoß gebratene Feigen am Spießlein essen, und endlich dieselben zur Behandlung fremder Krankheiten so geschickt

[1]) Chirg. Bücher und Schr. S. 311.

hielt wie den Esel auf der Sackpfeife oder die Alpenkuh auf einer Leiter. [1])

Nach diesen Abschweifungen, auf welche uns Hohenheims medizinisches System und dessen Bekämpfung gebracht haben, kehren wir zu diesem selbst zurück. Wir haben den unermüdlichen Arzt und Schriftsteller im einsamen Laberthale verlassen, wo ihm die wichtige Bearbeitung des Volumen Paramirum und wahrscheinlich auch des Paragranum die Zeit kürzte.

Von Beritzhausen führte ihn der Weg nach Regensburg, woselbst er nach Amberg zu einem Bürger Bastian Castner gerufen wurde, der wegen eines bösen Beinleidens schon viele Aerzte beraten und manches Heilmittel versucht hatte, aber je länger je weniger Ruhe und Rast finden konnte. Man sprach unserm Arzte von des Kranken Reichtum und stellte eine nicht geringe Belohnung in Aussicht, wenn er den Leidenden besichtigen würde. Auf vieles Zureden hin unternahm Paracelsus den Ritt von acht Meilen. Da man ihm aber bei seiner Ankunft die Bezahlung des Rittes abschlug, wollte er mit dem Manne nichts weiter zu thun haben, denn er meinte, wo am Anfange schon ein solcher Filz sei, werde auch am Ende für den Arzt nicht viel herausschauen. Schließlich ließ sich Hohenheim doch noch überreden, nahm den Kranken an und in dessen Haus auch Essen und Trinken. Hiebei machte er aber solch traurige Erfahrungen, daß er allen Aerzten rät, sich vor Kranken wohl zu hüten, welche Herberge und Speise anbieten, denn diese betrügen nur oder beabsichtigen es wenigstens. Das Ende vom Liede war, daß des Kranken Bruder Hans, Paracelsus nennt ihn einen Doktor Burtzli, bei ihm einbrach, Arznei stahl und ohne den fremden Arzt die gut begonnene Heilung zur glücklichen Vollendung führen wollte. Welch üblen Eindruck Amberg auf Hohenheim gemacht haben muß, ersehen wir aus einer Vorrede zu einem beabsichtigten Büchlein de mercurio, welche er also datiert: Gegeben zu Amberg in meiner Einöde, am Zinstag vor Margaretæ (12. Juli) 1530. [2])

[1]) Vgl. Chirg. Bücher und Schr. S. 287 f. S. 319. 4°—Ausg. II. S. 254.

[2]) Chirg. Bücher und Schr. S. 626.

Wie hier, so erging es unserm Arzte in hundert andern Fällen, sogar an Fürstenhöfen. Den Markgrafen Philipp I. von Baden (1479—1533) hatte er nach allem Verderben der Leibärzte von der Dyssenterie geheilt. Statt der fürstlichen Belohnung wurde ihm aber unfürstlich begegnet, so daß er sogar mehr Schaden hatte als mit dem alle Welt betrügenden Juden Messe von Thalles, welchem er in seiner Not half.[1])

In solchen Fällen namentlich bei Reichen und an Fürstenhöfen glaubte Hohenheim überall seine Feinde im Spiel, die ja nichts Eiligeres zu thun hätten, als ihm, wo ein Glanz der Sonne auf ihn schien, fürzustehen und dahin zu wirken, daß ihm die Besoldung entzogen und der Lidlohn vorenthalten werde. Wenn Theophrastus hier auch von einem Lidlohn redet, auf den der Arzt mit vollem Recht Anspruch erheben dürfe, so will er gleichwohl durchaus nicht, daß dieser nur mit Rücksicht auf Bezahlung, sondern vielmehr aus wahrer christlicher Nächstenliebe seine Kunst ausübe: er dürfe seinen Patienten nicht nach Metzgerart wie einen feisten Ochsen wägen.[2]) — Seine Ansichten über Belohnung legte er in der fünf Folioseiten umfassenden Vorrede zu den drei Büchern Bertheoneae nieder, welche, nebenbei gesagt, ein nicht unbedeutendes Stück Hohenheimischer Denkweise und seiner bilderreichen, aber derben Ausdrucksart darstellt. In dieser Vorrede führt Paracelsus unter anderm aus, daß des Arztes Schnitt am Ende der Behandlung sein Lohn sein solle. Es sei dies aber nicht ein Schnitt wie auf dem Acker, da der Bauer den Weizen heimtrage und der Schäfer die Wolle; in der Arznei bringe der Kranke den Nutzen davon und behalte Wolle und Weizen für sich, indes der Arzt nur die Spreuer bekomme. Wenn aber auch nicht allemal die Sonne scheine, und der wohlverdiente Lidlohn bisweilen innehalte, so solle der Arzt ja nie das Recht zum Beschirmer anrufen, sondern lieber um eines Frommen willen zehn Bösen dreimal Hilfe erweisen.[3])

---

[1]) 4°—Ausg. V. S. 134.

[2]) Chirg. Bücher und Schr. S. 129. 4°—Ausg. V. S. 134 f.

[3]) Chirg. Bücher und Schr. S. 331—336. Vgl. auch S. 655.

19. Paracelsus in St. Gallen.

Eine in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerte Zeit verlebte Hohenheim in St. Gallen, wohin er zu Anfang des Jahres 1531 kam. Die erste Meldung von seinem dortigen Aufenthalte geschieht in der Vorrede zum dritten Buch des Opus Paramirum (Paramirum II.), er hat nämlich dieselbe zu St. Gallen am 15. März datiert. Offenbar war er aber schon längere Zeit daselbst, denn schon das erste Buch des Werkes leitet er mit der Bemerkung ein, er wolle die jetzt in St. Gallen zu verzehrende Zeit nicht vergeblich hingehen lassen. Daß er sich hier tüchtig mit Arbeiten Tag und Nacht geflissen, spricht er am Schlusse des zweiten Buches aus. Die mit viel und teilweise recht heftiger Polemik untermischte Schrift, in welcher Hohenheim Ursache und Ursprung der Krankheiten in Verbindung mit den drei Substanzen Sulphur, Mercurius und Sal behandelt, ist „gemacht zu den Ehren des Ehrwürdigen, Hochgelehrten Joachim von Watt, Doktors und Burgermeisters zu St. Gallen". Warum der medizinische Reformator auch diese Schrift einem der eifrigsten Neuerer auf religiösem Gebiete zueignete, ist aus der Widmung leicht ersichtlich; der Grund bleibt derselbe wie oben bei Spengler: weil Watt (Vadianus) ein eifriger Aufnehmer der Wahrheit betreffend das Ewige sei, so werde er auch erfunden, ein Förderer zu sein in den Dingen des Leibs, darin das Ewige wohnt. Ob aber Vadian von der Widmung hocherfreut war, ist sehr fraglich, denn Hohenheim fordert den alten, eingefleischten Galeniker und Humoristen auf, die Irrsal der alten Schule zu verlassen und seiner Wahrheit anzuhangen. [1]) So viel scheint sicher zu sein, daß die beiden Männer nie in Freundschaft sich näher getreten sind, denn Theophrastus kommt dem St. Galler Arzt und Bürgermeister in den eingehenden Aufzeichnungen seines Diariums nie in die Feder.

Hohenheims Aufenthalt in St. Gallen bezeugt ferner ein

---

[1]) Vgl. 4°—Ausg. I. S. 67 f. 140 (Beschluß zu D. I. V. W.), 141 f. (Zum Leser).

Schriftchen über Deutung und Auslegung des Mitte August 1531 sichtbar gewesenen (Halley'schen) Kometen, zu welchem er den Gruß und die Vorrede für den Leser am Bartholomäustag desselben Jahres unterzeichnete. Er widmete dieses Kometenschriftchen (eines der ersten in deutscher Sprache) dem Zürcher Prediger Leo Jud und schickte demselben das Manuskript mit Schreiben vom 26. August, worin er ihn, sofern es „unser Patron Meister Ulrich Zwingli wohl und gütigst verhängt", um rasche Druckbeförderung bittet. Paracelsus wollte damit den Astronomen zuvorkommen, welche nach dem Zuge jener Zeit „die Studia mehr in Ptolomaeum henkten und seine Gesellschaft, als in Gott und seinen Gesandten". Das Schriftchen, welches unter den Augen und mit Gutheißung der Zürcher Reformatoren erschien und auch nach Hohenheims Aeußerung nichts enthalten sollte, was ihnen zuwider wäre, giebt eine in allgemeinen Ausdrücken gehaltene, die Zeitverhältnisse streifende Auslegung einiger Schrifttexte, wie: Faciem cœli dijudicare nostis, signa autem temporum non potestis; Qui numerat multitudinem stellarum; Stent et salvent te augures cœli, qui contemplabantur sidera; Erunt signa in sole, luna et stellis.[1]) Weniger Glück hatte unser Theophrastus mit der Auslegung des im Dezember 1532 erschienenen Kometen, denn dieses, der Reformation ungünstige Schriftchen, wurde „unterschlagen", wie man zwanglos aus einem bei Huser aufbewahrten Fragmente entnehmen kann.[2])

Theophrastus von Hohenheim wird auch von Johannes Keßler in seiner Sabbata, der St. Galler Reformationschronik, genannt mit dem Bemerken, derselbe habe den Kometen des Jahres 1531 gedeutet und ausgelegt zu jener Zeit, als er in St. Gallen wohnte und den Bürgermeister Christian Studer behandelte.[3]) Von

---

[1]) Ein Originaldruck findet sich noch auf der Stadtbibliothek Zürich. Unter dem Titel ist ein Kometstern abgebildet. — Vgl. Bibliographia Paracelsica, S. 13 f. u. 408. 4°—Ausg. X. Fasc. z. Append. S. 31—49.

[2]) Vgl. Bibl. Paracelsica S. 14. 4°—Ausg. X. Fasc. S. 50—58; S. 99.

[3]) Keßlers Sabbata, herausgeg. von Götzinger, St. Gallen 1868, 2. T. S. 288.

Bartholomäus Schobinger, dem Schwiegersohne Studers, erfahren wir dann noch aus einem seiner Briefe an einen Ungenannten, daß Theophrastus 27 Wochen im Hause seines „Schwehers" gewohnt habe.[1]) — Zum Teil recht köstliche Einzelheiten aus Hohenheims St. Galler Aufenthalt hat uns Johann Rütiner, Keßlers Freund, in seinem gelungenen, in klassischem Küchenlatein abgefaßten Diarium, welches die Jahre 1529 bis 1538 umfaßt, aufbewahrt. So erfahren wir dort folgende drollige Geschichte. Theophrastus Paracelsus behandelte gleichzeitig mit Studer den Sohn eines gewissen Kaspar Tischmacher wegen einer verletzten Hand. Da der Chirurg ein Beinchen herausgenommen, wurde die Hand anfänglich steif. Der Vater geriet in Angst hierüber und ließ den Arzt vor den Elferrat und die Meister der Chirurgie, d. h. der Bader, zitieren. Weil aber der Doktor beider Medizinen diese verachtend nicht erschien, verklagte ihn Vater Tischmacher vor dem hohen Senat, von welchem dann Theophrastus vierzehn Tage Aufschub erbat und ihn auch erhielt durch Vermittlung des oben erwähnten Bartholomäus Schobinger und dessen Bruders Hieronymus, der damals in seinem Hofe eine Destillierküche baute. Als nach Ablauf der Galgenfrist die Hand noch nicht in Ordnung war, sprang der verzweifelte Vater nochmals zu den Hütern und Verteidigern des Rechtes; er trug die Sache drei Ratsherren vor und, als er bei diesen nichts auszurichten schien, auch dem Volkstribun Müller. Jetzt endlich rückte Paracelsus, die Kur war ja augenscheinlich ihrem glücklichen Ende nahe, mit dem großen erlösenden Worte hervor: „bindet una nocte vivos regenwurm auf; und siehe da; nach drei Tagen volle Heilung durch die Würmer!"[2])

Eine zweite Stelle desselben Tagebuches ist von ungleich größerer Wichtigkeit, weil sie uns erkennen läßt, wie Hohenheim damals vom Volke als Wundermann beurteilt wurde. Aus Wissensdrang, berichtet nämlich der Diarist, habe Theophrastus

---

[1]) Vgl. Paracelsus-Forschungen II. S. 144.

[2]) Paracelsus-Forschungen II. S. 133.

ganz Europa durchwandert, sei fünf Jahre Zigeuner gewesen (5 annis zeginer fuit) und habe sich so sein bedeutendes Wissen erworben. Am gleichen Orte wird auch seine rastlose (laboriosissimus est) schriftstellerische Thätigkeit hervorgehoben, wie er nur selten schlief, sich angekleidet und mit Stiefeln und Sporen (ocreis et calcaribus) für drei Stunden aufs Bett legte und dann wieder schrieb und immer schrieb.[1])

20. Des Arztes Tugend.

Die Stiefel und Sporen weisen hier unstreitig auf Hohenheims unermüdliche Berufsthätigkeit als praktizierender Arzt hin, welche ihn nicht nur zu den Reichen, sondern auch zu den Armen in die entlegensten Thäler und höchsten Alphütten führte. Wahrhaft hoch und heilig hielt er seinen Beruf und predigte offenkundig nicht nur seinen Zunftgenossen die Tugend als eine der großen Hauptsäulen der Medizin,[2]) sondern bethätigte sie selbst, denn er fordert oft genug für den Arzt, daß auch bei ihm die Worte mit den Werken übereinstimmen müssen. Wohlthuend berührt vor allem Theophrasts allüberall auftretende Sorge für die Armen, welche er besonders vom Arzte geliebt sehen will. Der höchste Grund der Arznei ist ihm überhaupt die Liebe: wen man aber lieben wolle, den müsse man zuerst erkennen, denn das sei einmal wahr: wer Gott nicht kennt, der liebt ihn nicht, wer Mariam nicht kennt, der liebt sie nicht, der die Heiligen nicht kennt, der liebt sie nicht und wer den Armen nicht verstehet noch kennt, der liebt ihn nicht. Darauf muß der Arzt achten, daß diese Liebe nicht bresthaftig wird, denn sonst werden die Früchte mangelhaft werden.

Mit welchem farbenreichen Kleide umgiebt nicht Paracelsus diese Gedanken über Liebe und Barmherzigkeit in seinem Gruße an die Reichen, wo er mit begeisterten Worten den barmherzigen Samaritan auslegt und auf das große Spital Gottes auf

---

[1]) Vgl. auch 4°—Ausg. V. S. 319.

[2]) Vgl. 4°—Ausg. II. S. 81—97 (Von des Arztes Tugend).

Erden hinweist, in welchem Reiche und Arme krank liegen, die Reichen in den großen Sälen und die Armen in den Winkeln, beide aber bei gleicher Küche! An einer andern Stelle führt er aus, man solle sich nicht wundern, daß er auf jenen zeige, der von sich gesagt hat: ich bin mild und eines demütigen Herzens, denn dieser allein ist des Arztes Lehrmeister. Und weil der Arzt derjenige ist, der am Menschen in den leiblichen Krankheiten Gott versieht und verwest, so muß er aus Gott auch dasjenige haben, was er kann. Das erste Buch, das der Arzt lesen muß, ist Gott; denn wer kennt die Arbeit und die Kraft der Arbeit besser als jener, der sie gemacht hat? Durch diesen kommen die arcana der Natur hervor, der sie in die Natur gelegt hat; er zeigt sie aber nur dann, wenn man darnach sucht, wenn man nach Christi Wort darum bittet und anklopft. [1])

An Tugenden verlangt Theophrastus vom Arzte besonders Uneigennützigkeit und Redlichkeit, Glauben und Treue, Reinheit und Keuschheit. Er soll uneigennützig sein wie das Schaf, das nicht für sich selbst, sondern für den Weber und den Kürschner Wolle trägt; er soll nicht auf seinen, sondern der andern Nutzen bedacht sein, in diesem Sinne ist Christus von Johannes Baptista mit einem Lamme verglichen worden. — Der Arzt darf kein Larvenmann sein, kein altes Weib, kein Heuchler, kein Lügner, kein Leichtfertiger, sondern muß ein wahrhaftiger Mann sein, denn er wird von Gott unter allen Künsten und Fakultäten der Menschen am meisten geliebt. Er muß aber auch eines guten Glaubens sein: „Du mußt in Gott einen ehrlichen, redlichen, starken, wahrhaftigen Glauben haben mit allem deinem Gemüt. Herzen, Sinn und Gedanken in aller Liebe und Treue. Auf solchen Glauben hin wird Gott dir seine Werke offenbar machen. Dem Volke gegenüber mußt du auch offenbar werden, wie du gegen Gott stehest in deinem Glauben. Denn so sie dich unwahr-

---

[1]) Vgl. Chirg. Bücher und Schr. S. 311 f. — 4°-Ausg. II. S. 197—200. — Vgl. auch Emil Schlegel im Archiv für Homöopathie, Jahrg. VII., Heft 10, Einleitung.

haftig finden, lügenhaft, zweiflig und unwissend, so mögen sie hieraus entnehmen, daß deine Sache nichts ist gegen Gott, und daß du ein Schwärmer bist in der Arznei. Alles haben wir von Gott, oder was erfindet der Mensch von ihm selbst oder durch sich selbst? Nicht ein Plätzchen an ein Paar Hosen zu setzen."

Der Doktor Helveter ermangelte aber nicht bei dem Traktate über die Tugenden, den wir gerne ungekürzt hergesetzt hätten, darauf hinzuweisen, daß der Arzt aus einem guten Stamme geboren sein und von der Wiege an in der Arznei aufwachsen müsse wie der Senfbaum aus dem Körnlein. Aus einem alten Korrektor in einer Druckerei oder einem alten Konventor in einer Logiker Burß, oder aus einem alten Pater in der Schule, oder aus solchen, welche auf Polsterdecken sitzen, gebe es unmöglich noch Aerzte, denn diese hätten nicht geblüht, seien nicht im Märzen gewesen, wüßten vom Aprilen nichts, wüßten nicht, ob der Mai blau oder grün sei; sie seien Zeitlosen oder besser Kunstlosen, die im Herbste wachsen!

21. Bergfahrten.

Wahrscheinlich verließ Hohenheim anfangs 1532, kurze Zeit nach Studers Tod, St. Gallen und zog den Bergen zu ins Appenzellerland, wo sich mehrere Sagen über den eigenartigen Wundermann erhalten haben sollen. Bezüglich seines Aufenthaltes in diesem herrlichen Alpenländchen mangeln alle geschichtlichen Notizen; man glaubt aber annehmen zu dürfen, daß hier unser Arzt in ärmlichen und dürftigsten Verhältnissen lebte. Es finden sich nämlich gute Gründe, eine Stelle der Vorrede zum Büchlein „von der Pest", geschrieben an die Stadt Sterzing, auf den Aufenthalt Hohenheims im Appenzell zu deuten. Er klagt dort, daß ihn das gegenwärtige Jahr in ein unerträgliches Elend getrieben habe wegen Gunst, Gewalt und Hundsketten, die ihm zu schwer überladen worden seien. Aus diesen Ursachen, so erklärt Hohenheim weiter, sei er gezwungen worden, in aller Eile fremde (außerschweizerische) Länder zu besuchen. [1])

[1]) 4°—Ausg. III. S. 109 f.

Auf seiner eiligen Flucht kam er zunächst nach Innsbruck, wo er aber, weil bezüglich Kleidung nicht so ausstaffiert wie seine Kollegen, neben diesen nicht aufkommen konnte. Er zog deshalb weiter über den Brenner und kam nach Sterzing, wo er Kerner und Marx Poschinger kennen lernte, welche ihm nicht wenig Freundschaft bewiesen. Da aber der Bürgermeister, der die Doktoren in Innsbruck in seidenen Kleidern wandeln, nicht aber in zerrissenen Lumpen an der Sonne braten sah, urteilte, Theophrastus sei kein Doktor; da zudem Prediger und Pfarrer ihn ausgerichtet haben sollen, weil er kein Diener der Venus sei und jene nicht liebe, die nicht thun, was sie lehren, so zog Theophrastus mit Marx Poschinger weiter nach Meran, wo er Ehre und Glück fand.

Weil in der Region von Sterzing die Pest eingerissen war, glaubte unser Arzt, der Stadt und dem Volke mit einem Pestbüchlein in dem Kampfe gegen das mörderische Uebel einen Dienst zu erweisen. Die Vorrede zum Schriftchen stammt aus Meran, enthält jedoch keine Zeitangabe. Seitdem man aber durch archivalisches Material in Innsbruck unwiderleglich feststellen konnte, daß im Jahre 1534 in Sterzing die Pest wütete, verlegte die Kritik mit Recht Hohenheims Reise nach Sterzing und Meran in dieses Jahr und bezog dessen Aussprüche im Pestbüchlein über seine „Armut und Hundsketten" auf Appenzell.[1]) Die Kritik giebt zugleich die Marschroute an, die Hohenheim von Meran bis Pfäfers, wo er im August 1535 mit aller Sicherheit weilte, eingeschlagen haben muß. Weil er in einer zwei Jahre später abgefaßten Tartarusschrift, welche Johann Brandt, Doktor der Rechte und Pfarrherr in Eferdingen gewidmet ist, nicht nur das Lob des Landes Veltlin als des gesündesten Landes von Europa verkündet, sondern beinahe in gleichem Atemzuge auch den heilkräftigen Sauerbrunnen im Engadin zu St. Moritz erwähnt, der den stärksten Tartarus zu verdauen vermöge, so läßt man den wanderlustigen Mann im Sommer 1535 von Meran durchs Vintschgau und Veltlin ins Oberengadin und von dort nach Pfäfers wandern.[2]) — Man möchte allerdings

[1]) Vgl. Paracelsus-Forschungen II. S. 159—168.

[2]) Vgl. 4°—Ausg. II. S. 317 u. 319.

versucht sein, Theophrastus im Jahre 1534 seinen sterbenden Vater (gest. 8. Sept. 1534) in Villach besuchen zu lassen; es mangeln aber für eine solche Annahme nicht nur alle Anhaltspunkte, sondern es spricht zudem die Thatsache dagegen, daß sich Theophrastus erst am 12. Mai 1538 die Urkunde über Sterben und Nachlaß seines Vaters ausstellen ließ. [1])

Daß Hohenheim die Alpenkette und ihre Pässe aus eigener Erfahrung gut kannte, geht aus einer Aufzählung einiger Berge hervor, welche sich im zweiten Buche der „großen Wundarznei" beim Kapitel vom Erfrieren findet. Er nennt dort den Gotthard, Splügen, Sechmer (Septimer), Albula, Buffalora, Bernina, Penser Joch u. s. w. Auch der „Hocken" wird dort unter jenen Pässen aufgeführt, die täglich gebraucht werden. [2]) Da wir es hier offenbar mit unserm, namentlich früher sehr häufig benutzten Hacken (Paß zwischen Einsiedeln und Schwyz) zu thun haben, so dürfen wir wohl annehmen, daß Hohenheim seine Heimat und seine Landsleute auch besucht hat, nachdem er bereits der berühmte Wunderarzt Paracelsus geworden war.

22. Theophrasts Theologie.

Bevor wir Hohenheims Lebensgang weiter verfolgen, müssen wir nochmals auf die dunkeln, selbst durch das Licht der Geschichtsforschung kaum vollständig aufhellbaren Appenzeller Jahre zurückkommen. Es ist nicht anzunehmen, daß der unermüdliche, geistig und körperlich stets thätige Mann in jener Zeit größten Elendes unbeschäftigt geblieben sei. Was hat er aber damals gearbeitet? — Der Paracelsusforscher Sudhoff hat mit großer Mühe aus den deutschen und ausländischen Bibliotheken die Handschriften paracelsischer Geisteskinder gesammelt, durchgearbeitet und miteinander verglichen; seine diesbezüglichen Forschungen hat er in einem (letztes Jahr erschienenen) starken Quartband von 815 Seiten veröffentlicht und die besprochenen Handschriften stellenweise

---

[1]) Vgl. Anhang. Urkunde der Stadt Villach.

[2]) Chirg. Bücher und Schr. S. 54.

wörtlich, größtenteils aber inhaltlich mitgeteilt. Das von Hohenheims eigener Hand Geschriebene ist sozusagen gänzlich verloren gegangen; gerettet sind nur die beiden Eingaben an den Basler Magistrat, die zwei Briefe an Bonifacius Amerbach, ein Brief an Erasmus und ein noch zu besprechendes Consilium für den Abt Russinger von Pfäfers. Von seinen Werken besitzen wir keine einzige Originalhandschrift und selbst verhältnismäßig wenige von anderer, späterer Hand herrührende Handschriften über die von Huser in seiner Sammelausgabe gedruckten philosophischen und medizinischen Schriften. Dagegen findet sich eine Unmasse andern Materials handschriftlich vor.

Beim Durchblättern des Handschriftenbandes wird sofort auffallen, daß etwas mehr als die Hälfte des ganzen Werkes Theologisches von Hohenheim enthält. Es werden dort zu vierzig verschiedene Handschriften besprochen, worunter zwei große Leydener Handschriftenbände, welche zusammen auf rund 2000 Folioseiten etwa 90 theologische Abhandlungen von Theophrastus enthalten wollen.[1] Wenn man auch kaum alle diese Abhandlungen, welche zwanzig bis dreißig Jahre nach Hohenheims Tod kopiert wurden, als von unserm Einsiedler Genius stammend anerkennen muß, so darf doch keineswegs geleugnet werden, daß Theophrastus wirklich theologische Abhandlungen geschrieben hat. Die Theologie lag seinem Geiste sehr nahe. Einmal war Hohenheim, es geht dies unzweideutig aus seinen Schriften hervor, ein durchaus religiös veranlagter Mann, der sich immer und immer wieder nach dem gütigen und allmächtigen Schöpfer richtete und nicht abließ, Aerzte und Kranke auf Gott hinzuweisen. Er begnügt sich aber nicht etwa nur mit einem vagen, allgemeinen Gottesbegriff, sondern ist von dem Glauben an einen persönlichen, dreieinigen Gott und dessen Offenbarung an die Menschen durchdrungen. Die Auktorität der hl. Schrift, welche er mit wenig Ausnahmen im Texte der Vulgata citiert,[2]) nimmt er unbedingt an. Daß

[1]) Vgl. Sudhoff, Paracelsus-Handschriften, S. 433.

[2]) Vgl. z. B. Paracelsus-Handschriften, S. 274 und 487.

Theophrastus über eine gute Kenntnis der Bücher des alten und neuen Testamentes verfügte, bezeugen die vielen Stellen, Beispiele und Gleichnisse, welche er in seinen Schriften zur Bekräftigung seiner Ansichten und Behauptungen aus der hl. Schrift beibringt, und es ist deshalb auch gar nicht zu verwundern, daß im Inventar seines Nachlasses eine Bibel, ein neues Testament und eine biblische Konkordanz aufgeführt werden.[1])

Man kann aber bei unserm Arzte nicht nur eine Fähigkeit zur Abfassung religiöser Traktate nachweisen, sondern wir finden gerade im angeführten, durch amtliche Personen aufgenommenen Inventarium seines Nachlasses einen Grund zur Annahme, daß er solche Abhandlungen aller Wahrscheinlichkeit nach auch wirklich geschrieben hat; es werden dort nämlich neben der Evangelienauslegung des hl. Hieronymus auch noch etliche theologische Traktate, welche von Theophrastus verfaßt sein sollen, aufgeführt. Dann haben wir noch das Zeugnis Conrad Geßners, der in seiner Bibliotheca universalis (1545) von Paracelsus schreibt: „Composuit etiam ad abbatem S. Galli nescio quæ theologica opera, quæ publicata non puto.“ [2]) Das Hauptzeugnis aber für seine theologisch schriftstellerische Thätigkeit liegt ohne Zweifel in der großen Anzahl theologischer Handschriften, welche uns unter seinem Namen erhalten sind, obgleich sich doch wieder unter diesen keine Schriften vorfinden, die einem Abte von St. Gallen gewidmet wären.

Eigentümlich bleibt es freilich, daß man erst 1618 an eine spärliche Veröffentlichung solchen theologischen handschriftlichen Materials des großen Gelehrten dachte. Johannes Staricius war der erste, welcher im angeführten Jahre in der „Philosophia de Limbo Aeterno Perpetuoque Homine Novo Secundæ Creationis ex Christo Filio Dei des edlen Philosophi, ter maximi, und beider Liechter Naturæ et Gratiæ getreuen Doctoris Aurelij Philippi Theophrasti Paracelsi“ einige theologische Abhandlungen durch den Druck veröffentlichte, wie z. B. Das Libell vom Sakra-

[1]) Vgl. Anhang. Inventarium.

[2]) Siehe oben S. 53 Anmerkung 1.

ment Corporis Christi einzunehmen zur Seligkeit; De Cœna Domini ex. 1. und 3. Cap. Joannis Evangelistæ; Vom heidnischen Fräulein, Joh. am 4. Cap.; Cœnæ Domini Declaratio; De Cœna Domini ex cæteris Evangelistarum authoritatibus; Auslegung des Vater unser, des Ave Maria, des Magnificat und des Nunc dimittis.[1] In der Vorrede des Herausgebers dieser paracelsischen Philosophie de Limbo æterno wird darauf hingewiesen, daß Theophrastus sehr viel Theologisches geschrieben, wovon nach dessen Tod einiges in Kaiser Ferdinands Hände gekommen, anderes in eine kaiserliche Geheimbibliothek und in das erzbischöfliche Archiv zu Salzburg gebracht worden sei; man möge überhaupt bedenken, daß Paracelsus in Theologia viel mehr geschrieben als jemals in Philosophia, Medicina und andern Wissenschaften und Künsten in oder ohne Druck gesehen worden. Ich weiß einen Ort, so betont Staricius, wo von seinen theologischen Büchern, alle in Folio, bald ein Karren voll zu finden ist. Der Herausgeber will sie auch mit schweren Kosten, großer Mühe und nach langweiligen, verdrießlichen Verzögerungen an sich gebracht haben und stellt deshalb noch weitere Veröffentlichungen Hohenheimischer Theologica in Aussicht, nämlich: Tractatus de Cœna Domini ad Clementem VII. Pontificem; Theophrasts Kommentarien über die zehn Gebote Gottes; Sursum corda; Kommentare aufs Vater unser; Super Epistolam Judæ Thaddæi; Tractatus de fundamento sapientiæ; Liber Principiorum; de 7 punctis idololatriæ Christianæ; Super Psalterium etc. Alle diese von Staricius aufgezählten Abhandlungen finden sich in der That handschriftlich vor.

Ob und inwieweit diese und überhaupt die 123 theologischen Traktate, welche unter dem Namen Hohenheims gehen und handschriftlich erhalten sind, unsern Theophrastus wirklich zum Verfasser haben, darüber wird man sich erst ein endgültiges Urteil bilden können, wenn uns einmal das Resultat Sudhoffs über die Echtheit der unter dem Namen des Paracelsus umlaufenden

---

[1]) Vgl. Bibliographia Paracelsica, S. 508 ff.

Schriften vorliegt. Das zur Beantwortung dieser großen Frage über die Echtheit Hohenheimscher Werke notwendige Material, hat sich der gelehrte Forscher in dem bereits angezogenen Werke „Paracelsus-Handschriften" und in der nicht weniger gründlichen „Bibliographia Paracelsica" gesammelt, welche 518 Ausgaben Hohenheimscher Schriften von 73 Herausgebern bespricht. [1]) Diese beiden Arbeiten, welche auch wertvollen und reichlichen Stoff für die Paracelsus-Biographie bieten, bilden die notwendigen Voraussetzungen zur Erledigung der Echtheitsfrage. Wenn wir aus dem dort gebotenen bezüglich vieler Schriften sicher sein dürfen, es mit echt paracelsischem Geist und Wort oder dann mit absichtlichen Fälschungen zu thun zu haben, so ist doch noch über vieles das Endurteil des Kenners abzuwarten, bevor man es als paracelsisch annehmen oder verwerfen kann.

Durchgeht man nun, um wieder auf die theophrastische Theologie zurückzukommen, die mit allen Zeichen der Echtheit gestempelten theologischen Abhandlungen Hohenheims, so wird man daraus den alten bekannten Freund nicht mehr erkennen und darin Hohenheims Bild in der That mit solchen Linien gezeichnet finden, welche kaum einem Paracelsus-Freunde auf den ersten Blick angenehm sein dürften. [2]) Wer sich auf dem Gebiete der katholischen und protestantischen Theologie auskennt, dem wird sofort klar, daß er sich hier einem Manne gegenüber sieht, der nicht nur in medizinischen, sondern auch in religiösen Fragen auf eigenen Füßen zu stehen wagte; mit andern Worten, wir haben auch hier unsern selbständigen Paracelsus mit seinem Wahlspruche: „es solle der, dem Gott Gabe und Reichtum gegeben hat, keines andern, sondern sein selbst eigener Herr sein." Noch weit mehr als in der Medizin scheint Paracelsus, der sich auch bisweilen der hl. Schrift Doktor schreibt, [3]) auf dem Gebiete der Theologie keine Autorität aner-

---

[1]) Die Stiftsbibliothek Einsiedeln besitzt an Paracelsica nach Sudhoffs Zählung folgende Nummern: 86, 135, 216, 217, 218, 219, 220, 220a, 221, 224, 225, 225a, 257, 267, 381, 382, 383, 498.

[2]) Vgl. auch Sudhoffs Vorwort zu Paracelsus-Handschriften.

[3]) Vgl. Paracelsus-Forschungen II. S. 159 f. — 4°—Ausg. III. S. 109.

SSE, POTEST ✦ LAVS DEO, PAX VIVIS, REQVIES ÆTERNA SEPVLTIS

AVREOLVS PHILIPP

Der hochgelert vnd tiefsin
kundiger Philippus Theophrast
henhaim, beider Artzeneien Doc

Aus seinen propheceÿūgē

Der doctor in seim roten hut
Einaugig, flickt im selbs ein mut
Mit paternostern, guldē ringē,
Vnd ādern nartē stoltzē dingē,
Steckt in dem labyrinthis streck
Weder vorsich kan noch hinder sich
Erstarret vber meinem waffe
Der siben stuck, gleich einem affe
Vnd der gesthraube meins schwertes knauf
Zerbricht sein hirn, vernunfft,
vnd kopf

11	24	7	20
4	12	25	8
17	5	13	21
10	18	1	14
23	6	19	2



OMNE DONVM PERFECT

All kunst vnd artzenej man findt
Beim Theophrasto so geschwindt,
Als vor wol bej dreitausent jarn
Bej keinem menschen ward erfarn
Als Pestilentz, Schlag, Fallend sucht,
Aussatz, vnd Zipperlin verrucht,
Sampt andre kranckheit mancher art
Hat er geheilt der hochgelart.
Wie Durer in der Molerej,
So dieser in der Artzenej:
Vor vnd nach jhnen keiner kam,
Der Ihm hierin den preis benam.
Must es darumb vom Teufel sein,

kannt, sondern sein eigenes Denken und Philosophieren für sich als maßgebend erachtet zu haben. Daß er mit diesem Prinzipe freier, jede Auktorität, auch die der Kirche, verleugnender Forschung den Boden der katholischen Glaubenslehre verließ, weiß jeder Gebildete. Aber nicht nur durch dieses Prinzip als solches, sondern noch weit mehr durch die praktische Durchführung desselben entfernte er sich vom Glauben seiner Väter: er bekämpfte die hierarchische Einrichtung der Kirche, ihre Schlüsselgewalt, ihr Mönchtum, ihre Ceremonien, ihre äußern Gebete und Andachten; er verwarf die Predigt unter den Christen, welche sich aus der Schrift belehren sollen, und verwies die Apostel und Prediger unter die Heiden. Das kaiserliche Gesetz galt ihm nur für die Halsstarrigen, denn nach ihm stehen die Bekehrten nicht unter des Kaisers, sondern nur unter dem evangelischen Gesetz u. s. w.[1]) Durchliest man aufmerksam die handschriftlich erhaltene Theologie des Paracelsus, so wird man keinen einzigen Glaubensartikel in unverfälscht reiner katholischer Lehre dargestellt finden.

Es soll damit durchaus nicht geleugnet, sondern im Gegenteil hervorgehoben werden, daß Theophrastus von manchen Lehren und Sakramenten eine sehr hohe, aber leider nur allzu mystische Auffassung hatte, so z. B. von der Erbsünde, so von der Taufe mit ihrem unauslöschlichen Merkmale, so auch namentlich vom Abendmahle; Taufe und Abendmahl sind ihm die zwei Hauptwege, die zum Himmel führen. Die Handschriften halten bezüglich der Transsubstantiation gemäß der katholischen Lehre strenge an den Worten „das ist mein Leib, das ist mein Blut“ fest, welche absolut und ohne Nebensinn zu nehmen seien, und polemisieren gegen die Murmler, so nur ein Gedächtnis Christi mit bloßem Brot und Wein aufrichten wollen, trotzdem die Propheten schon geweissagt hätten, Gott werde uns speisen mit seiner Selbsthand; dann aber ist die Vereinigung mit Christus im Abendmahle wieder

[1]) Paracelsus-Handschriften, S. 256, 258, 303, 338, 397 u. s. w. — Ueber ähnliche Stellen in den Huserschen Sammelausgaben vgl. Rixner und Siber, Leben und Lehrmeinungen berühmter Männer, 1. T. Sulzbach 1819. — Marx l. c. S. 41—46.

dermaßen gedacht, daß sie weder mit der katholischen noch mit einer andern Lehre stimmt. Paracelsus schreibt Christus einen zweifachen Leib, einen irdischen und einen himmlischen zu und läßt auch den Christus im Abendmahl empfangenden Gläubigen zu dem irdischen auch noch einen Leib des ewigen Lebens, den limbus æternus, annehmen. [1])

Für die hl. Jungfrau Maria bekundet unser Theophrastus eine hohe Verehrung und hat also hierin den Einsiedler nicht verleugnet. Aber auch in dieser seiner Verehrung, welche man öfters bei ihm als Anbetung bezeichnen möchte, geht er weit über die Anschauungen der katholischen Kirche hinaus. Er spricht der „virgo sancta Theotoca" nicht nur die unbefleckte Empfängnis zu, welche er mit dem Gleichnis vom Krystall, der mit dem Stahle den Funken erzeugt, aber auch ohne Stahl durch den Sonnenstrahl Feuer entzündet, erklärt, sondern läßt sie übernatürlich aus Anna gezeugt und geboren werden. [2])

Kurz wir haben es weder hier, noch in andern theologischen Abhandlungen Hohenheims mit katholischer Theologie zu thun. War also Theophrastus Protestant? Auf diese Frage lassen wir die gewiß am meisten kompetenten Schubert und Sudhoff antworten, welche in ihren Paracelsusforschungen zu folgendem Resultate gekommen sind: „Wenn man Hohenheims Stellung zu den damaligen Religionsparteien betrachtet, so kann man vielleicht finden, daß er in den Jahren vor 1531 einige Hinneigung zur Reformation Luthers und Zwinglis fühlte, vielleicht nur insofern er bei denen, welche in Glaubenssachen mit dem Althergebrachten gebrochen hatten, auch eine größere Geneigtheit voraussetzte für seine reformatorischen Ideen auf dem Gebiete der Heil- und Naturkunde. Später nach dem Jahre 1531 ist von einer Schonung der Protestanten keine Rede mehr. Im Gegenteil, wenn er auch die römische Hierarchie und die äußern Formen des Gottesdienstes und die sonstigen Ceremonien bekämpfte, so

---

[1]) Vgl. z. B. Paracelsus-Handschriften, S. 278 ff. und S. 294.

[2]) Vgl. Paracelsus-Handschriften, S. 280, 295 ff. 343, 367 ff. u. s. w.

verwirft er alle dissentierenden religiösen Parteien als „Sekten“ fast noch heftiger.“ Die hier angezogene Polemik findet sich in Hohenheims Matthäus-Kommentar, noch schärfer aber in den Sermones über die Gleichnisse der Evangelien; hier wird besonders losgezogen gegen Pfaffen und Mönche, gegen die Papisten, die Lutheristen, die Zwinglisten, die Hussisten, die Lambertisten von welchen keiner ein „Deut“ besser sei als der andere. Ketzer, Wiedertäufer, Sakramentierer nennt er falsche Propheten, die den Papst vertreiben wollen und sich anlassen wie ein warmer Wind, aber so sie abziehen, lassen sie einen neuen Schnee samt dem alten zurück. — Beide, Protestanten und Katholiken, meint er an einer andern Stelle, hätten ein verderbtes Christentum, aber die Protestanten stünden dem Christentum noch ferner. Ein jeglicher Narr lobe seinen Kolben; der auf dem Papste steht, der stehe auf einem Kiß, der auf dem Zwingli steht, der stehe auf einer Spelunken, der auf dem Luther steht, der steht auf einem Rohr. — Gott hat die Propheten zu euch geschickt, aber nicht den Luther, den Zwingli, den Butzer, den Lamperten, denn diese sind Kinder derer, die der Propheten Blut vergossen haben. — An einem andern Orte ruft er wieder aus: „Bis einer des Luthers und Zwinglers Fälscherei alle ausgelernet und erführet, so wäre er, hätte er im Evangelio die Zeit verzehret, von Gott gelehret.“ [1]) — Hiemit wollen wir diese unschöne Blütenlese schließen, obschon noch viele ähnliche, womöglich noch derbere Stellen angeführt werden könnten, besonders jene, wo er gegen seinen Spottnamen Lutherus Medicorum in der Vorrede des Paragranum zu Felde zieht.

Von Interesse mag über diesen Punkt noch das Urteil Husers sein, des umfangreichsten Kenners und Herausgebers paracelsischer Werke; er schreibt in der Widmung seiner großen Sammelausgabe am 3. Januar 1589 an den Erzbischof Ernst von Köln: „Es wollen ihn (Paracelsus) auch andere der Religion halber gern suspekt machen, weil er an etlichen Orten wider etliche

[1]) Vgl. Paracelsus-Forschungen II. S. 152 ff. — Paracelsus-Handschriften S. 396 ff. 411 f.

Mißbräuche redet: darum ihm aber meines Erachtens auch ungütlich geschieht; denn was sein Glauben anbelangt, ist kundbar und bewußt, daß er sich von der heiligen katholischen und römischen Kirche nicht abgesöndert hat, sondern in derselben Gehorsam verblieben: Wie ihm dessen das Erzstift und Stadt Salzburg (da er anno 1541 katholisch und christlich verstorben und ehrlich begraben worden) Zeugnis geben kann."

Sollte auch noch nach den Gründen gefragt werden, warum sich Theophrastus, der nicht als Apostel oder dergleichen, sondern nur als Philosoph nach deutscher Art gelten wollte, zur Abfassung theologischer Abhandlungen verstieg, so finden wir hierauf eine Antwort im „Prologus Totius operis Christianæ vitæ." [1]) Sehr viele, sagt er dort, hätten ihn getadelt, gelästert, verjagt und unwert gemacht; bei den Logicis und Dialecticis habe er nichts gegolten, weil seine Zunge nicht zum Schwätzen gerichtet sei; dann habe man ihn zu seiner großen Betrübnis nicht einmal für einen vollmächtigen Christen achten wollen, obschon auch er Kreatur Gottes sei, mit seinem Blute erlöst und damit gespeist und getränkt; ferner hätten andere ihm gesagt, du als ein Laie, als ein Bauer, als ein gemeiner Mann sollst nicht von den Dingen reden, was die hl. Schrift anbetrifft, sondern sollst uns zuhören, was wir dir sagen und dabei bleiben. So habe er sich denn nicht rühren dürfen wie einer unter der Stiege. Nachdem er aber den Eckstein der Christenheit gelesen, so habe er diesen für sich genommen und gesehen, daß die Vollkommenheit und das christliche, vollkommene Leben am mehristen bei dem gemeinen Mann zu finden sei. Auf das hin habe er den Mund zugehalten, damit ihm das Wetter und der Donner nicht in den Acker schlüge, und so habe er still gearbeitet und geschrieben.

Es ist allerdings leicht denkbar, daß sich der selbständige Mann, der offenbar in St. Gallen die Neutralität im religiösen Streite nicht mehr wahren konnte, was ihm früher in Basel,

[1]) Vgl. Paracelsus-Forschungen II. S. 156. — Paracelsus-Handschriften, S. 406—409.

Nürnberg u. s. w. gelungen war, in selbstverfaßten theologischen Schriften mit eigensinnig ausgedachten Lehren und Auffassungen den Aerger über die sich bekämpfenden Konfessionen „vom Herzen herunterschreiben wollte", wobei tüchtig nach rechts und links ausgehauen wurde.

Diese theologischen Traktate, bei welchen zu Ungunsten Hohenheims auch manche Fälschungen, Auslassungen und Unterschiebungen von seiten späterer Abschreiber und Bearbeiter mitgespielt haben mögen, sollen von ihrem Verfasser nicht zur Veröffentlichung bestimmt gewesen sein. Man stützt diese Annahme mit einer handschriftlich überlieferten Stelle, in welcher Theophrastus Paracelsus am Schlusse einer Abendmahlsschrift klagt, daß ihn auch bei dieser Schrift sein Pflug (der ärztliche Beruf) schwer angekommen, denn wegen Zudrang sehr hilfsbedürftiger Kranken hätte ihm die zur Arbeit notwendige Zeit gemangelt. Dann bittet er jene, welchen die Bücher geschrieben und gewidmet sind, sie möchten dieselben bei sich behalten und nicht veröffentlichen, weil ja die Aerzte von den Pfaffen und Predigern doch nur verschmäht würden, daß sie nichts verstünden und das Maul halten sollten. Er hätte zuvor mit etlichen Pfaffen, die oft zu ihm kommen und er zu ihnen, davon gesprochen; sie wären, meint er weiter, nicht so ungeschickt, wenn sie nur nicht an die Hundsketten gebunden wären.[1]) — Da dieses Schriftstück am Montag nach Ascensionis Domini im 33ten unterschrieben ist und somit in die Appenzellerzeit Hohenheims fällt, und weil zudem in einer andern Handschrift „über die vier Evangelisten" die Vorrede die Jahreszahl 1532 trägt, so hat man auch für viele andere theologische Abhandlungen unseres Arztes diese Zeit des großen Elendes als Abfassungszeit angenommen.

23. Von Pfäfers nach Augsburg.

Sollte sich aber auch Hohenheim wirklich in Appenzell ganz und gar der Theologie gewidmet haben, so wurde er sicher 1534

[1]) Paracelsus-Handschriften, S. 292.

zu Sterzing seiner Medizin wieder zurückgegeben und setzte damals die Reihe seiner medizinischen Veröffentlichungen mit dem Büchlein „von der Pest“ fort, dem nach seinen Alpenwanderungen in Pfäfers die kleine Schrift über dieses Bad folgte. Dieses populär und im Schweizerdialekt abgefaßte Schriftchen, das einen Umfang von 12 Quartblättern hat, handelt über Ursprung und Herkommen, Anwendung und Wirkungen der Heilquelle und ist am letzten Tage des August 1535 in Pfäfers dem dortigen Abte Johann Jakob Russinger (1517—1549) gewidmet. [1]) Im nämlichen Sommer schrieb Theophrastus dem Abte Russinger auf einen Foliobogen, welcher heute noch in der Pfäferser-Abteilung des Stiftsarchives in St. Gallen aufbewahrt wird, ein Consilium, worin dem hohen Herrn Ratschläge erteilt werden bezüglich Speisen und Purgieren, über besonders zu bereitende Bäder, über einen kräftigen Kräuterwein, über Schröpfen und Aderlassen, was natürlich bei richtiger Mondsichel und den geeigneten Sternzeichen zu geschehen hat. [2])

---

[1]) Das Schriftchen wurde wahrscheinlich noch im Jahre 1535 in Zürich oder St. Gallen gedruckt. Die Stadtbibliothek Zürich besitzt ein Exemplar des Originaldruckes. — Vgl. Bibliographia Paracelsica, S. 17. 4°—Ausg. VII. S. 327—343.

[2]) Das Consilium wurde zuerst abgedruckt, besprochen und datiert in den Paracelsus-Forschungen II. S. 171—175. — Vgl. auch Paracelsus-Handschriften, S. 46. — Durch die gütige Vermittlung des Herrn Stiftsarchivar Bohl in St. Gallen wurde uns der betreffende Band (Tom. XXVII der Pfäferser Abteilung des Stiftsarchiv St. Gallen) zugestellt, so daß wir von dem Consilium (Blatt 401 und 402) eine photographische Aufnahme machen konnten. Wir geben in einer Beilage als Probe der paracelsischen Handschrift eine Reproduktion des ersten Absatzes des Consilium. — Herr Dr. Koller in Herisau ließ neulich das Schriftstück von den Herren Stiftsarchivar Bohl und Stadtbibliothekar Dr. Escher in Zürich lesen. Die von Herrn Dr. Koller gütigst mitgeteilte Entzifferung unseres Abschnittes lautet:

Concilium / für min gnedigen herrn

krancheit sind E. guoden geneygt / des magens keltin / fluhs vom Houpt, und das gryeß / So von (Sudhoff liest: an) den orten geholffen wirdt / ist wyther ander arzny nit zu gebruchen

zum magen

Diese kleinern Arbeiten gaben offenbar wieder neuen Mut, und der unermüdliche Mann ging an die Bearbeitung und Herausgabe der „großen Wundarznei".[1]) Durch seine frühern Schriften hatte er für dieses bedeutende Werk gut vorgearbeitet und konnte nun manche auf seinen Wanderungen gemachte Erfahrung trefflich verwerten. Das Werk handelt von allen Arten von Wunden, Stichen, Schüssen, Bränden, Tierbissen, Beinbrüchen und von allem, was die Wundarznei betrifft; die Arbeit war im Frühjahr 1536 fertiggestellt; die Widmung an König Ferdinand unterschrieb Theophrastus am 7. Mai zu Münchrath. Den Druck hatte Hans Varnier in Ulm übernommen. Obgleich das Titelblatt mit kaiserlicher und königlicher Genehmigung jeden Nachdruck entschieden verbot, so erschien dennoch eine sogar schon am 28. Juli desselben Jahres vollendete Neuausgabe des ersten Buches der Wundarznei in Augsburg bei Heinrich Steiner. Theophrastus selbst erklärt zu Augsburg am 24. Juni auf einem besondern „Zeddelin",[2]) welches Steiner auf der Titelrückseite der neuen Ausgabe abdruckte, daß er dieses Werk sowohl selbst mit eigener Hand geschrieben, als auch einem jungen Substituten in die Feder diktiert habe, der aber, weil des Lateins nicht kundig, viele Fehler geschrieben. Auf Bitten hin habe er dieses Diktat dem Ulmer Drucker übergeben; weil derselbe aber eigenmächtig vorgegangen sei und ihm die Kor-

---

Soll Ewer gnod all Jar zwey mol / purgieren / Einmol im herbst In abnemendem Nwen mon / So es im Zeychen Scorpion / oder visch ist / Zuo morgens die artzny Innemen / umb die 4. ist ein pulver gedrunken in Einem win / vnd doruff fasten 3 stund / dornoch essen ein erbsbrüi on saltz vnd schmalz vff das wermist / so E. g. erliden mag / disse artzny / wird den magen sin flegma nemmen / vnd dem houpt vnd wirdt Jn dewig vnd starkh machen /

Also soll auch E. g. gegen frweling / so es Jn zuo Nemenden mon ist / aber im Zeychen Scorpionis / oder visch / thuen / wie Jm herbst vnd denselbigen tag vnd 2 tag hernoch / wie ein oderlesser sich halten mit der spiß /

[1]) Chirg. Bücher und Schr. S. 1—124.

[2]) Vgl. Bibliographia Paracelsica, S. 21 ff. — Paracelsus-Forschungen I. S. 42, 44 ff. und 48 ff.

rektur vorenthielt, so habe er das alte Exemplar von neuem einem andern Substituten diktiert und das Diktat mit Vorbehalt selbsteigener Korrektur zum Drucke dem ehrsamen Heinrich Steiner zugestellt. Nur dieser Ausgabe sei also zu glauben und zu vertrauen.

Zugleich ließ Hohenheim einen Brief an Thalhauser (vom 23. Juli), den damaligen Stadtarzt von Augsburg, abdrucken, worin er auseinandersetzt, daß ihm die Bücher der Alten, die auf einen so unvollkommenen Grund gestellt seien, ebenso der Mißverstand und die Ungeschicklichkeit der Wundärzte zur Abfassung seiner Wundarznei bewogen hätten. Im Antwortschreiben Thalhausers, der vollständig auf Hohenheims Reformideen eingeht und mit diesem über die damalige Hochschulbildung der Mediziner loszieht, heißt es treffend: „Ich acht euer Ding wie ein neues Haus, das einer an die Straße baut; davon reden alle auf mancherlei Weise, die es sehen; wer es aber versteht, der erkennt dabei den Meister". Daß dieses ganz hervorragende Werk unseres gelehrten Arztes großen Absatz fand, beweist, daß Steiner schon nach einem halben Jahre einen Neudruck folgen ließ, der im Monat Hornung 1537 vollendet war.

24. Bibliographisches.

Der Inhalt des oben erwähnten „Zeddelin" verdient ohne Zweifel eine ganz besondere Würdigung, wenn es sich um eine textlich richtige Beurteilung der unter Hohenheims Namen gehenden Schriften handelt. Hätte der Verfasser selbst wie bei seiner Wundarznei nicht nur einem gebildeten Schreiber aus seinen eigenen Manuskripten vor dem Drucke alle Werke nochmals in die Feder vorgesprochen, sondern hätte er Korrektur und Druck der unsäglich vielen Sonderausgaben und der großen Sammelwerke in eigener Person überwachen können, wie vieles würde da nicht ganz anders lauten, und wie sehr würde der Vorwurf der Unverständlichkeit und des Dunkels in seinen Geistesprodukten abgeschwächt worden sein? Wir wissen aber, daß nur verhältnismäßig wenige Schriften von Paracelsus selbst zum Drucke befördert worden sind, daß vielmehr das meiste erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde.

Soviel dürfen wir aber mit aller Bestimmtheit annehmen, daß nicht alle seine Manuskripte von dem großen Meister im druckfertigen Zustande hinterlassen worden sind, und daß aus diesem Grunde auch der eine oder andere Herausgeber an dem Rocke Hohenheims herumzuflicken sich bemüßigt gefunden hat. Dann fällt bei den Paracelsica als schwer wiegender Punkt noch die unleserliche, oft überhaupt nicht zu entziffernde Handschrift ins Gewicht, welche sich in den vielen, verschiedenen, aus den Originalien kopierten Handschriften an unzähligen Stellen durch Lücken oder durch Nachzeichnen der theophrastischen Hieroglyphen bemerkbar macht.

Mit der Herausgabe des handschriftlichen Nachlasses philosophischer, astronomischer, medizinischer und alchimistischer Schriften Hohenheims begann im Jahre 1560 der in Basel 1577 an der Pest gestorbene Adam von Bodenstein (Sohn des Reformators Karlstadt) und zwar mit der Schrift „De vita longa", welcher er bis 1576 noch dreißig andere Bücher folgen ließ, wovon einige in zweiter und dritter Auflage. Bezeichnend ist gewiß, daß Bodenstein die erste Schrift „De vita longa" schon zwei Jahre nach ihrer Veröffentlichung deshalb in zweiter Auflage herausgab, [1]) weil er nach Auffindung eines bessern Manuskriptes die erste Auflage als unvollkommen und unvollständig bezeichnen mußte. Das Büchlein in erster Auflage enthält aber doch eine sehr bemerkenswerte Stelle; Bodenstein schreibt nämlich dort über die noch handschriftlich vorhandenen Bücher Hohenheims: „Referunt ipsi, qui omnes fere eius libros habent, ipsum scripsisse circiter 300."

Wo lagen aber diese gewaltigen Schätze paracelsischer Manuskripte? Einen sehr bedeutenden Teil derselben hatte der gelehrte Schlesier Johann Schultheiß vom Berg (Joannes Scultetus Montanus), Arzt in Hirschberg, gesammelt und in seinen Besitz gebracht. Der Kölner Verleger Gennep sagt 1562 von ihm, er sei mit ungespartem Fleiß, Mühe und Arbeit hin und hergereist, um die Bücher des hochberühmten Theophrasti aufzusuchen und sie

---

[1]) Vgl. Bibliographia Paracelsica, No. 39 und No. 46.

allen wahren Philosophen zu Nutz ans Licht zu bringen.[1]) Montanus selbst aber wollte sich den Ruhm eines Herausgebers nicht erwerben, sondern begnügte sich mit dem Sammeln und Abschreiben der Paracelsica und war daneben hochherzig genug, seine kostbaren Vorräte den Paracelsisten, welche mit einem wahren Heißhunger darüber herfielen, stets offen zu halten und die einzelnen Werke zur Druckbeförderung zur Verfügung zu stellen. Welche Jagd die Jünger des großen Meisters nach dessen hinterlassenen Schriften und deren Veröffentlichung veranstalteten, ersehen wir aus der Thatsache, daß von 1561 bis 1589 über 150 verschiedene Bücher, darunter auch lateinische Ausgaben, welche Paracelsica brachten, erschienen. Diese Litteratur war eben sehr gangbare Ware und spornte nicht nur die Paracelsisten an, mit diesem Mittel die Hohenheimschen Ideen einzubürgern, sondern reizte auch den Unternehmungsgeist der Verleger.

An diesen Ausgaben beteiligten sich neben Bodenstein in hervorragender Weise Michael Schütz, genannt Toxites,[2]) und Gerhard Dorn. — Hätte Paracelsus sich über alle diese seinen Namen tragenden Bücher aussprechen können, so hätte er sicherlich eine hübsche Anzahl derselben auch mit einem „Zeddelin" versehen des Inhaltes, sie seien mit unverzeihlicher Nachlässigkeit und Verschlechterung aus seinen Originalien in die Oeffentlichkeit gebracht worden, wenn er nicht etwa gar dem einen oder andern dieser Geisteskinder seine Vaterschaft rundweg abgesprochen hätte.

Nachdem nun einmal das bibliographische Gebiet gestreift ist, so soll hier auch über die wichtigste und zugleich beste Paracelsusausgabe, jene des Johannes Huser, churfürstlich kölnischen Rats und Medicus, ein Wort gesagt werden. Huser, von Waldkirch bei Freiburg gebürtig, weshalb er sich Brisgoius nennt, war ein Schüler des uns bereits bekannten Handschriftensammlers Montanus in Hirschberg und praktizierte als Arzt zu Glogau in Schlesien. Schon frühe muß er sich mit Paracelsus beschäftigt

---

[1]) Bibliographia Paracelsica, S. 75.

[2]) Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes, 7. B. S. 227—232.

haben, wozu er durch seinen Lehrer und Freund Montanus bestimmt wurde, mit welchem ihn auch Toxites im Jahre 1576 im gleichen Atemzuge als Bearbeiter und Korrektor paracelsischer Handschriften genannt hat. [1]) — Seine weitern Arbeiten auf dem Gebiete der Paracelsus-Bibliographie, welche ihn schließlich zu der großen Sammelausgabe veranlaßt haben, berührt er selbst in der Widmung des Werkes an den Erzbischof Ernst von Köln. Er setzt dort folgendes auseinander: Paracelsus habe, durch die vielen Reisen verhindert, seine Schriften nicht publiziert, sondern dieselben „hin und wieder zerstreut hinter sich verlassen"; es seien dann dieselben von etlichen Liebhabern der spagyrischen Arznei wieder zusammengebracht und teilweise andern zur Drucklegung übergeben worden, welche aber die hochnützlichen Schriften aus Unfleiß und oft aus Neid nicht allein gar mendose drucken ließen, sondern ganze Folia und Periodos ausgelassen hätten, besonders da, wo die schwer leserliche Handschrift Paracelsi nicht zu entziffern war. Nachdem er auch durch Vergleichung der gedruckten Bücher mit den Originalien solches herausgefunden, habe er sehr gewünscht, es möchten diese Schriften „genuine" gedruckt werden. — Huser wußte den Erzbischof Ernst für seinen Gedanken zu gewinnen (1585) und erhielt sowohl für sich als den Verleger Konrad Waldkirch in Basel eine Unterstützung an Geld vertraglich zugesichert. Hierauf ging er vertrauensvoll an die mühevolle Arbeit und suchte emsig teils in eigener Person teils durch andere die Originalmanuskripte Hohenheimscher Werke zusammen. Waren solche nicht mehr zu bekommen, so benutzte Huser andere gut verbürgte Handschriften oder alte Drucke. Bei diesen Arbeiten wurde er kräftig unterstützt von seinem Amanuensis, Paulus Linck, medicinæ studiosus, dem er großes Lob für Fleiß und Ausdauer spendet. Huser schickte seinen Mitarbeiter zu wiederholten Malen auf die Suche nach Manuskripten, z. B. nach Neuburg an der Donau. [2])

---

[1]) Bibliographia Paracelsica, S. 293.

[2]) Vgl. Paracelsus-Handschriften, Einleitung S. 1—12. — 4°—Ausg. I. Vorrede an den Leser.

Das Werk wurde rasch gefördert, so daß schon im Jahre 1589 fünf starke, hübsch gedruckte und mit dem Bildnis Hohenheims geschmückte Quartbände erscheinen konnten, denen sich noch fünf weitere Bände im folgenden Jahre anreihten. Alle zehn Teile gingen unter dem Titel in die Welt: „Bücher und Schriften des edlen und hochgelehrten Philosophi und Medici Philippi Theophrasti Bombast von Hohenheim Paracelsi genannt, jetzt aufs neue aus den Originalien, soviel derselben zu bekommen gewesen, aufs treulichst und fleißigst an Tag geben". Was Huser an Quellen benutzte, hat er redlich angegeben. Erstlich berichtet er in der Vorrede an den Leser im allgemeinen über die Herkunft seiner Autographa und Handschriften, wo neben einigen weniger bedeutenden Bezugsquellen vor allem drei aufgeführt werden. Nicht den geringsten Teil, sagt Huser, habe ihm Philipp Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, aus seiner herrlichen Bibliothek zu Neuburg an der Donau zukommen lassen; die Landschaft Kärnten habe ihm gutwillig die drei Bücher mitgeteilt, welche ihr Theophrastus (1538) dedizierte (seine Defensionen, den Labyrinthus und eine Tartarusschrift); eine große Anzahl sei ihm vom Montanus überlassen worden. Dann begnügte sich aber Huser nicht mit diesen allgemeinen Angaben, sondern fügte über jedes einzelne Schriftchen und Fragment Erklärungen bezüglich der zum Drucke benutzten Quellen bei.

Mit welcher Treue und Wahrheitsliebe Huser bei dieser Sammelausgabe zu Werke gegangen, ergiebt sich aus der Thatsache, daß er „alle Brosamen mit dankbarem Gemüte" [1]) aufnahm, daß ihm kein Fragment (ex autographo) zu klein und unbedeutend war, um es nicht drucken zu lassen, und daß er ihm wichtig scheinende, aber ganz unleserliche Stellen paracelsischer Autographa für den Druck genau nach dem Original nachschneiden ließ. Er konnte es auch nicht übers Herz bringen, sich da oder dort Auslassungen

---

[1]) 4°—Ausg. V. S. 132. — Ueber Husers Sammelausgabe vgl. Paracelsus-Forschungen I. S. 73 ff. und S. 80 ff. — Bibliographia Paracelsica. S. 368—409, 440—446 und 455—464.

oder Zusätze zu erlauben, wie es seine Vorgänger zu thun beliebten, sondern wollte den Paracelsus geben, wie er wirklich geschrieben, selbst mit den „Invectiven" gegen die Kirche und den groben und beleidigenden Ausdrücken gegen seine Amtsbrüder. Es nimmt sich recht artig aus, wenn Huser in seiner Widmung des Werkes an den Erzbischof von Köln die vehementia seines Helden gegen dessen Widerteil und die Härte seiner Schreibweise entschuldigt. Ersterer hält er einfach ein gleiches Gebaren von seiten seiner Widersacher entgegen und seinen harten stylum belangend glaubt er, daß ihn billig sein rauhes Vaterland entschuldige (die Schwyzer haben allerdings in ihrer Umgangssprache heute noch vielfach die gleichen derben Ausdrücke ihres Landsmannes) und die barbaries seculi, darin er gelebt, da man Wohlredens nicht so groß geachtet habe als zu seiner (Husers) Zeit. — Mit aller Bestimmtheit dürfen wir annehmen, daß auch Theophrastus diese Zeilen Husers unterschrieben hätte, sagt doch unser Einsiedler Arzt selbst: „Bisher habe ich einen ländlichen Spruch geführt, so daß ich mich keiner Rhetorik, noch Subtilitäten rühmen kann; aber nach der Zungen meiner Geburt und Landssprachen, der ich bin von Einsiedeln des Landes ein Schweizer, soll mir meine ländliche Sprache niemand verargen. Ich schreibe nicht von der Sprache, sondern von wegen der Kunst meiner Erfahrenheit". [1])

Daß die Huserschen Ausgaben großen Absatz gefunden haben müssen, erhellt aus dem Umstande, daß nicht nur Waldkirch einige rasch verkaufte Bände neu auflegte, sondern daß 1603 in Frankfurt eine neue zehnbändige Quartausgabe und noch im selben Jahre in Straßburg eine solche in zwei Foliobänden veranstaltet wurde.

Diese hier berührten Ausgaben enthalten nur medizinische und philosophische Bücher des Theophrastus; dessen chirurgische Werke, die für Hohenheims Kenntnis ebenso wichtig sind wie die übrigen, ließen Husers Erben nach den Arbeiten ihres Vaters 1605 in einem Folioband bei Zetzner in Straßburg drucken unter

[1]) Chirg. Bücher und Schr. S. 56.

dem Titel „Chirurgische Bücher und Schriften des edlen Philosophi und Medici Philippi Theophrasti Bombast ex Hohenheim, Paracelsi etc.“ Huser selbst wollte schon 1591 diese Werke bei Waldkirch als Fortsetzung der Quartausgabe in vier Quartbänden veröffentlichen; es kam jedoch nur zur Ausgabe des ersten Bandes. — Wenn auch die Huserschen Ausgaben, welche, nebenbei gesagt, auf keine Vollständigkeit Anspruch erheben (Theologisches wurde gar nicht aufgenommen), stellenweise von der Kritik scharf beurteilt werden, so bilden sie doch nach dem Zeugnisse aller Forscher die Grundlage für die Kenntnis Hohenheims.[1]) — Diese Ausgaben lassen aber einigermaßen ahnen, welch großen Wert man den Schriften Hohenheims beimaß, und welch großartige Bedeutung der Mann für sein Jahrhundert und das folgende hatte, in welchem noch (1658) Bitiskius in Genf seine lateinische Folioausgabe paracelsischer Schriften in drei Bänden veröffentlichte.[2])

25. Theophrasts letzte Wanderungen.

Nach diesem bibliographischen Exkurs kehren wir wieder zu dem des Wanderns immer noch nicht müden Theophrastus zurück, den freilich bald ein Höherer zu der großen Reise ins Jenseits abholte. Im Juli 1536 sehen wir ihn in Augsburg mit der großen Wundarznei beschäftigt. Von Augsburg aus besuchte er Memmingen, wo unser Landfahrer, wegen Wohnungswechsel vom Gabelpfaff und seiner Rosina mit einem Schmähbrief und verleumderischen Reden verfolgt, an den Stadtrat mit zwei Beschwerdebriefen gelangte. Die beiden Briefe waren mit Theophrasts Handsiegel gesiegelt.[3]) Im folgenden Jahre finden wir ihn schon wieder

[1]) Vgl. Bibliographia Paracelsica, S. 464.

[2]) Vielen Forschern diente diese Ausgabe zur Grundlage; man bezeichnete sie oft als die beste, so z. B. auch im Teutschen Merkur 1776, 3. Vierteljahr, S. 91; Meister & Pfenninger, Helvetiens berühmte Männer, Zürich 1799. 2. B. S. 34. — Sehr ungünstig beurteilt Sudhoff in seiner Bibliographia Paracelsica die Genferausgabe. S. 585 bis 595.

[3]) Vgl. Murr, l. c. S. 257—261, wo sich die Briefe abgedruckt, ein Teil


Theophrasts Handsiegel.

in Mähren zu Kromau. Der an tartarischer Krankheit leidende oberste Erbmarschall des Königreichs Böhmen, Johann von der Leipnick, hatte den berühmten Heilkünstler zu sich nach Kromau rufen lassen. Auf seiner Reise dorthin berührte Hohenheim Eferdingen bei Linz, dessen Pfarrherrn Brandt er später die oben erwähnte Tartarusschrift widmete. Bei seiner Ankunft bei dem Kranken war er überrascht, einen von den Arzneien verderbten, abgezehrten und ausgedörrten Leib zu finden, was so schlecht mit den Aussagen des an ihn abgesandten Hans von Lattitz stimmte, daß Hohenheim erklärte, er würde bei Kenntnis des wahren Sachverhaltes den Kranken nicht in Behandlung genommen haben. Weil Theophrastus wegen dieser nicht nach Wunsch ausgefallenen Behandlung Vorwürfen ausgesetzt war, schrieb er zu seiner Entlastung an den Kranken über den Zustand, in welchem er ihn gefunden, über seine vier innern und einige äußern Krankheiten, über deren Ursachen, wobei die Hauptschuld der Erkrankung auf ein früheres unordentliches Leben zurückgeführt wird, und belehrt ihn über die von ihm erzielten Resultate und über die Mittel, die er künftig zur Erhaltung der Gesundheit anzuwenden habe.[1])

Aus Mähren kam Hohenheim nach Kärnten zurück, wo er zu Villach 1537 die Vorrede zu „De Natura rerum" an Johansen Winkelsteiner von Fryburg in Uchtland schrieb;[2]) ferner arbeitete er am Labyrinthus Medicorum (1. August), und seinen Verteidigungen (St. Veit vom 19. August 1538). Diese Schriften schickte Theophrastus mit Widmungsbrief vom 24. August zugleich mit dem an Brandt gerichteten Buch über tartarische Krankheiten und einer kleinen „Chronika und Ursprung dieses Lands Kärnten" an die Stände des Erzherzogtums Kärnten. Mit diesem litterarischen Geschenke an das Erzherzogtum, welches er nach

des ersten faksimiliert und das Handsiegel nachgeschnitten findet. Das gleiche Siegel trägt auch ein Brief an Amerbach, vgl. Paracelsus-Handschriften S. 27 f. Paracelsus-Forschungen II. S. 98, 121 u. 178.

[1]) 4°—Ausg. II. S. 245. V. S. 110—116.

[2]) 4°—Ausg. VI. S. 255 ff.

dem Lande seiner Geburt sein zweites Vaterland nennt, wollte Theophrastus einen Akt der Dankbarkeit setzen für die Ehre und das Gute, so seinem lieben Vater während seines 32jährigen Aufenthaltes in Kärnten von diesem Lande bewiesen worden war. Er glaubt sich an Stelle seines Vaters dem zweiten Vaterlande durch nichts dankbarer beweisen zu können, als durch eine Schrift über Ursache und Heilmittel der im Lande Kärnten heimischen Tartaruskrankheiten und durch Hinweis auf die Verkehrtheiten der welschen Doktoren, welche namentlich in Kärnten, Steier und Krain als wahre mercenarii die Kirchhöfe füllten und ihn selbst mit der ihnen eigenen lingua dolosa verletzten, wie sie es ihm neulich auch in Wien gemacht. Anfangs September sandten die Landleute des Erzherzogtums von Klagenfurt aus an den besonders guten Freund und lieben Herrn ein mit 14 Siegeln versehenes, kurzes Dankschreiben, worin eine baldige Drucklegung der drei Bücher in Aussicht gestellt wurde, was aber, wie wir bereits wissen, unterblieb. [1])

In manchen biographischen Skizzen Hohenheims ist man sehr geneigt, den unruhigen Mann wenigstens noch vor seinem Tode einige Zeit, welche man bis zu zwei Jahren und mehr ausdehnte, zur Ruhe kommen zu lassen und bewirkt dies mit dem auf den ersten Blick allerdings einleuchtenden Hinweis, er sei vom Salzburger Erzbischof Ernst, Herzog in Bayern und Pfalzgraf bei Rhein, in seine Nähe gezogen und zu seinem Leibarzte ernannt worden. Obgleich Erzbischof Ernst ein Verehrer der Naturwissenschaften und der Astrologie war, so weiß doch die Geschichte weder etwas von Theophrasts Berufung an dessen Hof, noch von andern nähern Beziehungen zu demselben. Nur einmal begegnet der Name des Erzbischofs in paracelsischen Handschriften, wo unser Arzt dem Churfürsten Pillen „verehrt". [2]) — Daß Hohenheim in Salzburg nicht sehr lange der Ruhe gepflegt haben kann, das beweist ein Consilium mit zwei Rezepten für Jakob Tollinger zu Aussee in Steiermark, welches er fünf Monate vor seinem Tode am

---

[1]) Vgl. 4°—Ausg. II. S. 144 ff. und S. 341 f.

[2]) Paracelsus-Handschriften, S. 194.

Schober, dem jetzigen Strobl am St. Wolfgangsee, den 15. April ausstellte. [1])

26. Abbildungen Hohenheims.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Hohenheim auf den Streifzügen der letzten Lebensjahre ein- oder zweimal mit einem Wandervogel anderer Kunstrichtung zusammengetroffen ist, nämlich mit Augustin Hirschvogel († 1553), welcher den berühmten Mann, man weiß nicht recht wo, vielleicht in Laibach, zeichnete. Von diesen Zeichnungen fertigte der Künstler zwei, heute sehr selten gewordene Stiche; der eine trägt die Jahreszahl 1538, der andere 1540, und beide haben zwischen die Jahreszahl das Künstlermonogramm AH eingeschaltet. Der Stich vom Jahre 1540 (vgl. Abbildung Seite 103), welcher nicht etwa einem Werke beigebunden, sondern als loses Blatt auf den Markt gebracht wurde, [2]) ist besonders deshalb von hoher Bedeutung, weil nach ihm die meisten, den Druckwerken beigegebenen Bilder des Paracelsus gearbeitet sind, wobei namentlich auf Huser zu verweisen ist, welcher in jedem der zehn Bände seiner Quartausgabe diesen Stich mit Weglassung der Säule des Originals als groben, dunkel gehaltenen Holzschnitt bringt. Die Gesichtszüge des nach dem Leben gezeichneten Stiches von Hirschvogel finden sich auch auf einem interessanten, sehr seltenen Holzschnitte vom Jahre 1567, welcher Paracelsus in Ganzfigur darstellt. (Abbildung Seite 147.)

Nach 1560 verfertigte auch Balthasar Jenichen, Kupferstecher, Radierer, Formschneider und Kunstdrucker in Nürnberg nach Hirschvogels Originalien Bilder Hohenheims. Dieselben sind deshalb von Interesse, weil sie sich nicht nur häufig in Druckwerken finden, sondern weil sie auf dem Schwertknauf, auf den sich Hohenheim mit einer Hand stützt, während er die andere an der Parierstange ruhen läßt, die Aufschrift „Azoth" tragen. Diese Aufschrift findet sich zuerst auf einem Bilde vom Jahre 1567 und

[1]) 4°—Ausg. V. S. 122 f. (verdruckt 222).

[2]) Vgl. Aberle, l. c. S. 69 f. 353, 358 ff.

aus dem unter dem Bilde stehenden Gedichte ergiebt sich, daß mit „Azoth" das unfehlbar wirkende Heilmittel bezeichnet wird, das der berühmte Wunderdoktor nach alter Sage in dem als Kapsel gedachten Schwertknopfe beständig mit sich getragen haben soll. Dieser Schwertknopf spielt überhaupt eine große Rolle in den zahlreichen Paracelsussagen; nach den einen hatte der Schwarzkünstler alle vier Elemente darin verborgen, weshalb er durch Berührung mit dem Knopfe alles in Gold verwandeln konnte, nach den andern hielt er in dem kleinen metallenen Behälter den Teufel gefangen, der ihm allerlei Kunststücke ausführen mußte. [1])

Hohenheims Bilder von Jenichen gingen auch bisweilen mit anderm Beiwerk versehen als Flugblätter in die Welt. So kennt man beispielsweise einen großen vor 1606 gefertigten Stich (vgl. Einschaltbild), welcher nicht nur den großen naturkundigen „Aureolus, Philippus, Theophrastus Paracelsus ex Familia Brombastorum(!) ab Hohenheim &c." bringt, sondern auch noch dessen Wappen, zwei magische Quadrate, welche das Jupiter- und Marssiegel darstellen, zwei Bilder aus der „Prognostikation auf das Jahr XXIIII zukünftig," Prophezeiungen, das Epitaph in Salzburg, philosophische und biblische Sprüche, zwei deutsche und ein griechisches Gedicht, welch letzterm eine lateinische Uebersetzung beigegeben ist. [2]) — Wenn wir auch die Großzahl der 231 Abbildungen des Paracelsus übergehen müssen, über welche Aberle ein mit vielen interessanten biographischen und bibliographischen Bemerkungen versetztes Buch geschrieben hat, [3]) so dürfen wir doch der Paracelsusbüste nicht vergessen, welche der Einsiedler Bildhauer Ildephons Kuriger (geb. 1754) nach Hirschvogel und Jenichen im Anfang des 19. Jahrhunderts [4]) in Gyps geformt hat,

[1]) Vgl. Aberle, l. c. S. 319 ff. 326, 336 ff. — Kopp, Alchimie, S. 30.

[2]) Näheres über diesen Stich in Aberle, l. c. S. 400 ff. No. 54.

[3]) Aberle giebt auch auf Seite 484—507 ein interessantes chronologisches Verzeichnis der Abbildungen des Paracelsus. — Vorzügliche Sammlungen von Paracelsus-Bildnissen finden sich im städtischen Museum von Salzburg und im dortigen Benediktinerstift St. Peter.

[4]) Eine wohlgelungene Reproduktion der Büste findet sich auch in den „Verhandlungen d. schweiz. Naturforschenden Gesellschaft in Einsiedeln,"



Paracelsus nach einem Holzschnittbild vom Jahre 1567.

und von welcher eine wohlgelungene Kopie die Stiftsbibliothek in Einsiedeln ziert. (Abbildung S. 69.) Der Sockel der Büste zeigt Hohenheims Wappen.

27. Testament und Tod.

Auf dem Stiche Hirschvogels vom Jahre 1540 muß jedem der leidende Ausdruck Hohenheims auffallen, und man möchte zudem versucht sein, dem kahlköpfigen Manne ein Alter von mehr als 47 Jahren zu geben, wenn nicht die Unterschrift des Bildes dies Alter ausdrücklich bezeugen würde. Sein beständiges Herumreisen, die hiemit notwendig verbundene Unordnung im ganzen Lebensgang und nicht zum mindesten die vielen Arbeiten im chemischen Laboratorium, worin beim Bereiten der Arzneimittel besonders die Hantierung mit Quecksilber einen äußerst schädlichen Einfluß ausüben mußte, mögen zur Schwächung der Kräfte Hohenheims beigetragen haben. Der Verfall derselben trat in Salzburg ein.

Sein dortiger Aufenthalt ist uns bezeugt durch einen Brief mit ärztlichem Gutachten vom 5. August 1541, welchen er an den Polen Franz Boner in Krakau sandte, der einen eigenen Boten mit einem Schreiben nach Salzburg schickte, um den Rat des hochberühmten Arztes einzuholen. Dieser aber hielt das Uebel für veraltet und ebenso unheilbar wie ein verzogenes Kind, das sich nur anfänglich unter des Vaters Gewalt beugen läßt. Erst auf weitere Briefe hin ließ sich Theophrastus zu einem schriftlichen Consilium für den Kranken bewegen, wobei er aber nicht umhin kann, was gewiß für den Neuerer noch kurz vor seinem Tode charakteristisch ist, auch in diesem letzten Schriftstücke noch seinen Kollegen eines anzuhängen, indem er dieselben wegen unrichtig gestellter Diagnose anklagt. [1])

In Salzburg wohnte Paracelsus auf dem rechten Salzachufer

Einsiedeln 1868. Bei jener Versammlung gedachte der damalige Präsident Dr. Birchler in seiner Eröffnungsrede auch des großen Einsiedlers. S. 8 ff.

[1]) 4°—Ausg. V. S. 106—109.

im Eckhause am Platzl, von wo er aber, vielleicht schon todkrank, in das Wirtshaus zum weißen Roß im Kai übersiedelte, das früher mit dem ganzen Salmannsweilerhause der Cistercienserabtei Salem gehörte. In das kleine Stübchen daselbst, worin er beherbergt wurde, ließ „der würdige, hochgelehrte Herr Theophrastus von Hohenheim, der freien Künste und Arznei Doktor“ am 21. September 1541, dem Feste des Zwölfboten Matthäus, den beeideten, öffentlichen Notar Kalbssohr nebst mehreren Zeugen an sein Sterbelager rufen, um ihnen seinen letzten Willen kund zu thun und denselben nach allen Forderungen des Gesetzes beurkunden zu lassen, um nicht ohne Testament und Ordnen seiner zeitlichen Güter von dieser Welt abzuscheiden. Es war um die Mittagszeit. Der Kranke saß im Stübchen an einem Krankenbett und obwohl körperlich schwach, war er doch seiner Sinne vollkommen mächtig und äußerte bei vollem Bewußtsein und mit vernehmlichen Worten seine letzten Verfügungen, welche sich auf fünf Punkte beschränkten. Erstlich befiehlt er sein Leben und Sterben und seine arme Seele dem Schutz und Schirm des Allmächtigen und ist der ungezweifelten Hoffnung, der ewig barmherzige Gott werde die Martern und das Leiden und Sterben unseres Heiligmachers Jesu Christi an ihm armseligen Menschen nicht unfruchtbar sein und verloren gehen lassen. Dann verlangt er für sich gemäß des alten Brauches die gottesdienstliche Feier des Ersten, Siebenten und Dreißigsten in der Pfarrkirche, an welchen Tagen einem jeden armen Menschen vor der Kirche ein Pfennig auf die Hand gegeben werden soll. An persönlichen Vergabungen sodann wurden nur Hans Rappelpader mit sechs Gulden, Theophrasts nächste Freunde in Einsiedeln mit zehn Gulden und die beiden Testamentsvollstrecker Georg Teyssenberger und Michael Setznagel mit je zwölf Gulden bedacht. Dem Meister Andreas Wendel, Bürger und Barbierer in Salzburg ließ unser Arzt alle seine Arznei- und Kunstbücher verschreiben. — Ein Denkmal seiner edlen, wahrhaft christlichen Gesinnung setzte sich Theophrastus mit der letzten Verfügung seines Testamentes, wonach er zu Erben seiner übrigen Hinterlassenschaft die armen, elenden und dürftigen Leute einsetzt. Dieser schöne

Zug blieb dem Freunde der Armen nicht vergessen, sondern wurde auf seinem Grabsteine verewigt. [1])

Hohenheims Kräfte müssen rasch abgenommen haben, denn schon am 24. September hat er, um den Ausdruck des Grabmals zu gebrauchen, das Leben mit dem Tode vertauscht. [2]) Das Begräbnis fand auf dem Friedhofe zu St. Sebastian statt, wo sich Paracelsus selbst laut Testament die Stätte seiner Grabesruhe auserwählt hatte. Eine in die Kirchenmauer eingelassene Steinplatte bezeichnete bald das Grab des berühmten Arztes und feierte in einfachen Worten dessen Verdienste um die Heilkunde. Die Inschrift, welche schon in einem 1554 zu Salzburg gedruckten Pestbüchlein, das ein Auszug aus Hohenheims Werken sein will, mitgeteilt wird, lautet mit Beibehaltung aller Fehler:

CONDITUR HIC PHILIPPUS
THEOPHRASTUS INSIGNIS
MEDICINE DOCTOR. QUI
DIRA ILLA VVLNERA. LEPRAM
PODAGRAM HYDROPOSIM
ALIAQ INSANABILIA COR-
PORIS CONTAGIA. MIRIFICA
ARTE SUSTULIT. AC BONA
SUA IN PAUPERES DISTRI-
BUENDA COLLOCANDAQ
HONERAVIT· ANNO M. D
XXXXI DIE XXIIII SEPTE-
MBRIS VITAM CUM MORTE
MUTAVIT.

Unterhalb der Inschrift ist das Wappen des Theophrastus im Dreipaß (eine von drei Zweidrittelkreisen begrenzte Figur) eingemeißelt. Es besteht aus dem Familienwappen der Bombaste von Hohenheim, das im Herzschilde einen mit drei Kugeln besetzten, von links nach rechts unten verlaufenden Schrägbalken zeigt, und

[1]) Vgl. Das Testamentum im Anhang.

[2]) Näheres über Tod, Grabmal,. Schädel und Knochenüberreste siehe in Aberle, wo auch das Grabmal abgebildet ist.

acht Kreuzen, welche Paracelsus als eigene Zuthat in regelmäßigen Abständen um das Wappen der Hohenheime angeordnet hat. — Nach dem Wappen steht noch die auf vielen Bildern wiederkehrende Bitte: pax vivis, requies æterna sepultis. [1])

Im Jahre 1752 wurde die Denkplatte wegen baulicher Veränderungen entfernt und im Stiegenhause, das von der St. Sebastianskirche zum Friedhof hinabführt, aufgestellt. Bei diesem Anlasse grub man auch die Knochenüberreste aus und verschloß sie in einer Pyramide, welche über dem alten Grabstein in einer Mauernische angebracht wurde und die nun mit diesem ein großes, einheitliches, bis heute gut erhaltenes Grabmal bildet. Das die Höhlung der Pyramide verschließende eiserne Thürchen hat das Bild von Theophrasts Vater aufgemalt, welches damals irrigerweise für dasjenige des Sohnes gehalten wurde. [2])

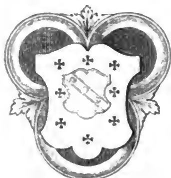
Da man bei Untersuchung des gut erhaltenen Schädels im Jahre 1818 am linken Schläfenbein eine Spalte fand, so glaubte man sich zur Annahme berechtigt, es sei diese Hohenheim bei Lebzeiten beigebracht und ihm zur Todesursache geworden. Man fand hiefür einen Anhaltspunkt in dem 1682 in Zofingen gedruckten „Theophrastus redivivus“ von Heßling, worin von einem Gastmahle der Doktoren berichtet wird, bei welchem die Diener derselben Hohenheim ergreifen mußten, ihn von einer Höhe herabstürzten und ihm so den Hals brachen. Abgesehen davon, daß die Paracelsisten eine solche Mordthat sicherlich in ihren zahlreichen Schriften uns überliefert, auf gerichtliche Untersuchung gedrungen und für ihre Sache ausgebeutet hätten, widerspricht der Erzählung das von dem körperlich schon sehr schwachen Theophrastus gemachte Testament und ebensosehr die neuesten Untersuchungen des Schädels, welche die fragliche Spalte nur als beim Ausgraben oder durch Fallenlassen entstanden erklären. Daß die Feinde Hohenheims

---

[1]) Vgl. Aberle, l. c. S. 311, 365. — Bibliographia Paracelsica, S. 51.

[2]) In Begleitung des allen Paracelsus-Forschern wohlbekannten Dr. Petter in Salzburg besuchte der Verfasser im September 1900 das Paracelsushaus am Platzl, das Grabmal des berühmten Arztes und die Arkaden des Friedhofes der St. Sebastianskirche.

ihrem Gegner noch mit der bösen Verunglimpfung auf das Grab spuckten, der Teufel hätte ihn geholt, verdient kaum der Erwähnung.


Wappen des Paracelsus.

Nach dem Tode des großen Arztes wurde dessen Salzburger Hinterlassenschaft in die Herberge Michael Setznagels gebracht und darüber auf Ansuchen der beiden Testamentsvollstrecker unter Anwesenheit von Zeugen am Lukastage, 18. Oktober 1541, durch den Notar Hans Kalbsſohr Inventar aufgenommen. Darin finden sich unter andern seine Barschaft an Geld, seine Kleinodien, Kleider und Bücher aufgeführt.

Dieses merkwürdige Inventar, sowie das nicht minder wichtige Testament Hohenheims hat Toxites im Jahre 1574 in Straßburg zugleich mit zwei andern Aktenstücken, der Urkunde über Absterben von Theophrasts Vater und der noch zu besprechenden Quittung des Einsiedler Anwaltes veröffentlicht unter dem Titel: „Testamentum Philippi Theophrasti Paracelsi". Der Titel enthält zugleich die Bemerkung: „Hierin findest du, lieber Leser, wer Theophrastus und seine Eltern gewesen, wo sie gelebt und gestorben und was er verlassen." Das 28 Oktavblätter starke Büchlein ist dem Pfarrherrn Georg Vetter in Berselden gewidmet, welcher Theophrastus persönlich gekannt und sich zur Zeit des unerfreulichen Prozesses mit dem Kanonikus Lichtenfels auch in Basel aufgehalten hatte. Toxites, welcher im Widmungsbriefe Hohenheim gegen Oporins und anderer Verleumdungen mit aller Entschiedenheit in Schutz nimmt und auf dessen große Kenntnisse und gute Kuren hinweist, sagt bezüglich seiner Vorlage für das Büchlein, daß er aus den versiegelten Originalien schöpfte, welche er, wie viele wissen, immer noch in Händen habe. Toxites wußte sich wahrscheinlich diese für die Lebensgeschichte Hohenheims hochwichtigen Urkunden bei seinem Aufenthalte in Salzburg im Jahre 1573 zu verschaffen, bei welchem Anlasse er auch das Grabdenkmal seines von ihm hochverehrten Theophrastus besichtigte, dessen Inschrift das Ende des genannten Büchleins bildet.

Einen Zweifel an der Echtheit dieser Schriftstücke kann man schon deshalb nicht aufkommen lassen, weil beinahe alle im Testament und Inventar vorkommenden Salzburger Persönlichkeiten nicht nur urkundlich aufgefunden werden konnten, sondern weil man zugleich auch noch belegen konnte, daß dieselben in der Nähe des weißen Rosses gewohnt haben. — Von den wenigen noch bekannten Exemplaren des „Testamentum" liegt uns dasjenige der königlichen Staatsbibliothek in München vor, [1]) in welchem ein früherer Besitzer des Büchleins am Schlusse des Inventars den Gesamtwert desselben auf ungefähr 400 Fl. schätzt.

Um die Armen nicht zu schädigen, durften sich die Testamentsvollstrecker nicht mit der Hinterlassenschaft Hohenheims in Salzburg begnügen, sondern mußten auch jene Güter erheben, welche er anderswo zur Aufbewahrung zurückgelassen hatte. In dieser Angelegenheit schrieben sie nach Augsburg, wo noch zwei Truhen mit Büchern und Kleinodien verwahrt lagen, ebenso nach Leuben und an andere Orte in Kärnten und forderten allenthalben das Eigentum des Verstorbenen zurück.

28. Die Quittung.

Laut letzter Willenserklärung Hohenheims mußte auch nach Einsiedeln, dem Lande seiner Geburt, sein Absterben und das Legat für seine „nächstgesipten" Freunde gemeldet werden. Denn würde dies Erbe innert Jahresfrist nicht erhoben werden, so hätte nach dem Befehle des Erblassers auch dieses Geld den armen Leuten verteilt werden müssen. Sobald aber die Kunde von Theophrasts Ableben und dessen Legat in die Waldstatt drang, wurde ein Ver-

---

[1]) Vgl. Bibliographia Paracelsica, S. 256 f. — Weil dieses sehr selten gewordene „Testamentum", herausgegeben von Toxites 1574, die Urkunden enthält, welche Theophrasts Beziehungen zu Einsiedeln berühren, so haben wir uns zum genauen Abdruck des interessanten Büchleins als **Anhang** entschlossen. — Einzig die Canonisatio Testamenti Theophrasti, welche sich nur in amtlichen Formalitäten bewegt, ließen wir weg. Von Interesse dürfte aber immerhin noch sein, daß dort Peter Wessener eingeführt wird, als „quidam Petrus Wessinger laicus de Ainsidl, dicti testatoris cognatus."

wandter des Verstorbenen, Peter Wessener, [1]) Gotteshausmann des Gotteshauses unserer lieben Frau zu den Einsiedeln, als Anwalt nach Salzburg abgeordnet. Bevollmächtigt und gesandt wurde dieser Gotteshausmann nicht nur von seinen Miterben, sondern auch vom damaligen Fürstabte des Stiftes Einsiedeln, Ludwig II. Blarer von Wartensee (1524—1544). Der Fürstabt besaß nämlich als Grundherr ein Hoheitsrecht über Theophrastus von Hohenheim, weil dessen Mutter eine Gotteshausfrau des Stiftes gewesen. [2]) Dieses Recht wurde ausgeübt durch die Erhebung des sogenannten „Fall" oder mortuarium.

Nachdem gegen Ende des Mittelalters den Gotteshausleuten nicht nur ein wahres Eigentumsrecht über den von ihnen bebauten, aber ursprünglich dem Gotteshaus gehörenden Grund und Boden, sondern auch ein wirkliches Erbrecht zugestanden worden, sollte doch

---

[1]) Wessener erscheinen schon im Eins. Urbar v. J. 1501 (Stiftsarchiv A. R. M 2).

Unter dem Titel Etzel finden sich folgende Eintragungen:

„Chůni wesners wiße" liegt in der Nähe von Rappols Wiesen und Happachsstafel.

„Kůni weseners huswisen" stoßt an Happach und an die Sihl.

„Wesener's gůtter vnder der Syten" liegen bei der Gotteshausschweig, „Teller wiß" genannt.

„Weseners syten" stoßt an Happachs Holz.

„Item kůni wesener git von adelheitz halden j becher anken, stoßt an der greschen huswisen vnd an happach vnd ans beren krumen bůchen. Aber [= ebenfalls] git er XXII Hlr von der Syten, stoßt an der greschen huswisen vnd an happach vnnd an des beren krumen bůchen."

[2]) Bitiskius brachte 1658 am Schlusse seiner lateinischen Paracelsusausgabe eine lateinische Uebersetzung der in unserm Anhang abgedruckten, von Toxites 1574 veröffentlichten Urkunden. Er übersetzte dort Vetter mit avunculus, während hier zu Lande mit Vetter einfach eine Verwandtschaft ohne Angabe eines bestimmten Grades ausgedrückt wird. Ferner übersetzte der Franzose Bitiskius Gotteshaus (Hôtel-Dieu) in nosocomium und xenodochium, weshalb sowohl Wessener als die Mutter des Theophrastus mit einem Spitale in Einsiedeln in Verbindung gebracht wurden. Wir geben hier den ganzen lateinischen Text der Quittung und setzen bei den wichtigsten Stellen den ursprünglichen deutschen Text in Klammer:

noch eine nach dem Tode fällige Abgabe daran erinnern, daß diese Rechte eine Gnade des Grundherrn seien. Diese Abgabe konnte in Geld oder in einem Teil der Fahrhabe bestehen. Gewöhnlich mußte jeder für sich haushaltende Gotteshausmann das beste Stück Vieh geben oder, wenn er solches nicht besaß, ein Kleinod oder

---

APOCHA
PROCVRATORIS ABBATIS
de Ainsidlen.

Ego Petrus VVesner, Nosocomus venerabilis Xenodochij (Ich Peter Wessener / Gottshaussmann des würdigen Gottshauss) Beatæ Virginis in Ainsidlen, & vt Procurator Reuerendissimi Principis & Domini, Domini Ludouici Abbatis dicti Xenodochij, notum hoc scripto facio illis ad quorum notitiam perueniet, quòd à spectabilibus, Honestis & circumspectis, Magistro Georgio Teissenperger Procuratore Curiæ Saltzburgensis, & Michaële Setznagl ibidem ciue, vt Executoribus Testamenti Doctissimi Domini Doctoris Theophrasti de Hohenhaim (cuius animæ Deus velit esse propitius) acceperim calicem argenteum ponderantem septem lotones Viennenses cum dimidio; ideò verò mihi hoc poculum datum, quia mater dicti Theophrasti superior huius Nosocomij fuit (Nachdem ermelts Theophrasti Muotter ain Gottshauss-Fraw gewest), & dicto Domino ac Principi meo Celsissimo ab omnibus & singulis huius Xenodochij membris (Gotshauss-Leuthen) post obitum debetur præstantissimus equus, aut ex armento optima pecus, vel si his careant, pretiosissima vestis vel gemma, prout Celsitudo sua in mandato ad hoc confecto indicauit. Quapropter, vt Procurator Celsissimi mei Principis Abbatis de Ainsidlen, dictos Dominos Testamentarios hac Apochâ debito solutos agnosco, ita vt nec prænominatus Dominus meus, nec quisquam alius nomine eius, aut dicti Xenodochij, vllâ ratione vel modo, in enumerato casu eos iudicio conuenire, aut aliâ viâ ab illis quidpiam postulare vel exigere possit.

Notum quoque facio, vt suprà, pro me & omnibus consanguineis & cohæredibus qui de hæreditate vel bonis à dicto quondam Domino Theophrasto relictis, jus participandi habent, me à supra nominatis Testamentarijs florenos decem numeratò accepisse, quos prædictus Dominus Doctor, charissimus meus auunculus (mein freundlicher lieber Vetter), suis proximis consanguineis legauit ac ordinauit, ideòque Dominos Testamenti Executores pro me & cohæredibus meis de dictis decem florenis liberos dimitto. Atque cum ego quoque prænominatus Petrus ad instantiam meam à Dominis Testamentarijs, pro me & nomine meorum & cohæredum acceperim numerato, præter dictos decem florenos, alios sedecim ex piâ causâ prouenientes

das beste Kleidungsstück, mit welchem er zur Kirche ging. Dieser Leistung blieben auch jene unterworfen, welche außer das Gotteshaus und dessen Höfe zogen. Obwohl nun Theophrasts Vater kein Gotteshausmann war, so durfte ihn dennoch der Fürstabt „fallen", weil dessen Mutter zum Gotteshaus gehörte und nach damaligem Rechte die Kinder dem Grundherrn der Mutter zufielen. [1])

In Salzburg machte der fürstäbtliche Anwalt die Ansprüche seines Abtes geltend. Indem man dort den Heimfall Theophrasts an das Gotteshaus Einsiedeln anerkannte, übergab man dem Gesandten zu Handen seiner fürstlichen Gnaden das beste Kleinod Hohenheims, den als 16. Gegenstand im Inventar aufgeführten silbernen Kelch mit Löwenköpfchen. Peter Wessener bescheinigt die Uebergabe des Kelches sowohl, als den Empfang von 16 Gulden aus der Vergabung für fromme Zwecke und der 10 Gulden, so „Herr Doktor Theophrastus, sein freundlicher lieber Vetter, den nächsten Blutsfreunden" vermacht hat und unterzeichnet die Urkunde zu Salzburg den 8. Dezember an unserer lieben Frauen Empfängnis 1541.

So weisen denn Testament und Tod des berühmten Mannes

---

ex bonis relictis dicti Domini Theophrasti, quibus petitioni meæ satisfactum, ideò hoc scripto acceptum fateor, ac omni prætentioni vel juri, quæ ego vel Domini Theophrasti piè defuncti hæredes allegare possemus, omni modo renuncio, & Dominos Testamentarios, vel alios quorum interest, omni obligatione hâc in parte solutos liberosque pronuntio; ita vt nec mihi nec alijs cohæredibus meis actio juris in eos competere possit, cum hic resignem & dimittam omnes allegationes hâc in parte mihi & illis fauentes. Ac idcircò hanc Apocham nomine meo & cohæredum Dominis Testamentarijs do, munitam sigillo minori doctissimi Domini Hieronymi Fürers, pro tempore Procuratoris nostri Consistorij, de quo specialiter Dominum Fürers obnixè rogaui, absque detrimento tamen ipsius, sigilli & hæredum. Testes huius obsignationis sunt Honesti, Mathias Schmeckhenpfrill Substitutus Consistorij, & Vitus Bachsvvel ciuis huius Ciuitatis. Datum Saltzburgi, octauo Septembris (verdruckt für Decembris), Die Conceptionis Beatæ Virginis. Anno Domini 1541.

[1]) Vgl. Kothing, Die Rechtsquellen der Bezirke des Kt. Schwyz. Basel 1853.

nach dem finstern Wald zurück, von dem er ausgegangen. Obschon Paracelsus während seines vielbewegten, einem ungestümen Bergbach vergleichbaren Lebens seiner Heimat, in welcher er nur die Kinderjahre verlebte, ferne blieb, so verknüpfte er doch pietätsvoll die Eremus sacra mit seinen Schriften und seinem weltberühmten Namen. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, daß der große „Eremita“, der mit seinen epochemachenden Forschungen die Chemie umgestaltet und mit seinen Reformbestrebungen der Medizin neue Bahnen wies, gebührend gewürdigt werde.



Anhang.

Testamentum PHILIPPI THEOPHRASTI PARACELSI, des hocherfahrnen Teutschen Philosophi / vnd baider Artzney Doctoris. Weittern Innhat dises Büchlins hastu auff der andern seitten dises Plats. Hierinn findestu lieber Leser / wer Theophrastus vnd seine Eltern gewesen / wa sie gelebt vnd gestorben / vnd was er verlassen. Vormals nie in truck geben. *Cum gratia & Priuilegio Cæsareo.* Getruckt zuo Straßburg durch Christian Müller 1574.

Dem würdigen herrn Görgen Vetter / Pfarrher zuo Berüelden / meinem guotten Freund.

MEin Freündtlich willig dienst mit fleiß zuuor Würdiger lieber Herr Georg / verschinen herbst hab ich von einem guoten freund vernommen / das jhr etwas von Theophrasti Paracelsi leben / vnd seinen Curen zuschreiben vorhabens seyen / welches mich nit wenig erfrewet hat. Dann dieweil jr eben dazumal bey disem theuren mann zu Basel gewesen / da er den Canonicum in kurtzer zeit curiert hat / welchen die andere *medici* zuo vor weder kurtz noch lang haben curieren künden / welches vil ehrlicher leut wissen / so noch leben / So kan niemandt besser wissen dann jr / der dabei gewesen / das der *Canonicus* Theophrasto nit bezalen wöllen das er jhm versprochen / darumb / das er jn in so kurtzer zeit gesund gemacht / welches dann Theophrasto vrsach geben / von Basel hinweg zuziehen. Von diser vnd andern seinen Curen / sag ich / vnd von seinem thuon vnd lassen / werden jr besser künden zeügen dann andere. Ich will auff mein guotten freund *Ioannem Oporinum* kein vnwarheit sagen / Das aber kan ich zumelden nit vnderlassen / vnd reds mit warheit / dz er mir bekennt / er habe kein glück zu Theophrasto gehabt / er habe jm auch gesagt / dz er *Oporinus* kein *medicus* pleiben / sonder ein andere Profeßion an sich nemen wurde. Item / das er dazumal nie verstanden / das Theophrastus so ein gelerter mann gewesen / wie er hernach erfarn / vnd haben jhn zwey stuck vbel gerewet / Erstlich das er die bücher / so er von Theophrasto gehabt / als seine gantze *præparationes,* vnnd ander ding / andern leuthen verlihen het. Zum andern / das er die

Epistolam von Theophrasto an *Doctorem Vuierum* geschriben. Darumb hette *Andreas Iociscus* mit seiner stoltzen Oration wol mögen einwenig gemach thuon / Schreibt von Theophrasto / als wann er seinen Discipulis offtermals die Kreütter nit künden nennen / oder erklären / So er doch von kreuttern ein sonder groß Buoch / auch von denselbigen vnd allen andern natürlichen dingen so herrlich geschriben / dergleichen nie an tag kummen / welches er *Signaturam rerum* genent hat / wie man sie natürlich mög erkennen. Es heißt: *Ne sutor vltra crepidam.* Er recitiert auch andere ding in seiner Oration / die sich weit anderst halten / wie ich jhm dann von solchen dingen in seinem leben zuo Straßburg genuogsam vnder augen gesagt.

Es wirt vil von Theophrasto außgeben / das nit ist / warumm solt man dann darzuo still schweigen? Etlich geben für / Theophrastus hab vil leuth verderbt / wenig gesund gemacht. Andere sagen / das die so seine Curen gebraucht / alle bald hernach gestorben / vnnd keiner vber 7. Jar gelebt hab / Welches offentliche *calumniæ* seind / vnnd das widerspil genugsam dargethon mag werden.

Jm land zuo Bayrn ist ein wolbetagter Ritter hefftig an der Wassersucht kranck gelegen / hat ein nammhaffter stattlicher Freyherr (dessen Brüder mir selbs die historj erzelt) dieses Ritters guter feund / den Theophrastum schrifftlich erfordert / vnd gebetten / das er jme zuo gefallen / wölte gemelten Ritter in seiner kranckheit besuchen. Das hat er gethon / vnd mit Gottes gnaden als bald das wasser von jm triben / das es in die stuben gelauffen / vnd die kranckheit von stundan gewichen ist / vnd hat der alte Ritter zehen Jar frisch vnnd gesund hernach gelebt.

Zuo Augspurg hat ein fürnemer Burger / bey dem Theophrastus zu herberg gelegen / ein Tochter 14. Jar alt gehapt / welche damalen seer kranck gewesen / Als jr nun kein Medicus helffen künden / hat Theophrastus in abwesen der Eltern / ein becher mit wein bringen lassen / sein medicin darein gethan / vnd dem töchterlin zutrincken geben / dauon es als bald mit verwunderung der Elteren gesund worden vnd lebt auff dise stund noch in ehelichem stand / das hab ich von der frawen vnd jhrem mann selbs gehört / als ich etlich mal bey jhnen beiden zuherberg gelegen bin.

Es lebet noch ein frummer gelehrter mann im Algew / welchen Theophrastus Anno ꝛc. 35. nit in einer geringen kranckheit curiert

hat / Ist zuuor / wie er mir selbs alles gesagt / alle jar arbeitselig gewesen / aber nach Theophrasti Cur biß auff dise zeit gesund pliben.

Dergleichen wüßte ich noch mehr zuo erzehlen / aber es wurde hie zulang werden / allein noch einer Cur muoß ich hie gedencken. Im Stifft zu Saltzburg hat ein Edelmann / so gar erlambt / mit den Medicis vil verthan / vnd doch nit mögen gesund werden / zu letst hat er sich auß rhat seiner Doctor / in Italiam in ein Wildtbad füren lassen wöllen / da haben andere vom Adel Theophrastum zuo dem krancken in das Würtzhauß pracht / im schein guotter gesellschafft / vnnd vrsach geben von der kranckheit zureden / da hat dem krancken Theophrastus die Raiß widerrhatten / vnd jhne / mit Gottes gnaden / in wenig tagen gsund gemacht / wie mir verschinen 73. Jars zu Saltzburg ehrliche leuth erzehlt haben. Wie gibt man dann so vnbedechtlich die vnwarheit von eim solchen theuren mann an tag / der souil guots gantzem Teutschland bewisen hat? Soll er darumm verfolgt werden / das er nicht allen geholffen? Wer kan das / ausserhalb Gott? Aber der neid hat sein Proceß / kan nit feiren / sunder immer fert er fort / biß zuo seinem zil. Ir wissen was er zu ewern zeitten guots geschafft / wie vilen er durch Gottes segen geholffen.

Dieweil dann auch etlich andere / wider die lehr Christi / so doch Christen sein wöllen / fürgeben / man wisse nicht waher Theophrastus kumm / das er nicht ehelich geporn / vnd das er ein bettler gewesen / 2c. So hab ich diß Büchlin auß den versigelten Originalen / so ich noch bei Handen hab / wie viel guoter leuth gesehen / zusamen verfasset / vnd der warheit zu guot / in truck verfertiget / Ob es dann nicht jedermann gefallt / ist nit hoch daran gelegen / wer die warheit liebet / wirdt hierinn sehen / wer Theophrasti vatter vnd muoter gewesen / wz er verlassen / wem er das sein vergunt / wa er vnd sein Vatter gestorben / 2c. Weiland der hochwürdigest Fürst vnd Herr / herr Georg des Johanniter ordens Maister zuo Haiterßheim im Breißgew / hat vor ehrlichen leuten vom Adel bekennt / dz Theophrasti Vatter / herr Wilhelm genannt / seiner Fürstlichen gnaden vatters bruoders Sohn gewesen / doch ausserhalb der ehe geborn / habe sich wol gehalten / fleissig studiert / vnd *Licentiatus medicinæ* worden. Diser herr Wilhelm hat sich zu Einsidlen verheurat mit einer ehrlichen Person / dem Apt daselbst / oberkait

halben zuogehörig / mit welcher er Theophrastum Paracelsum im ehelichen standt erzeuget hat / wie dann auch solches alles deren von Villach kundtschafft / vnd Peter Wessener Quittung genugsam außweisen.

Also kompt Theophrastus Paracelsus von keinem Pauren / Mönch / oder Pfaffen / Sunder von dem adelichen hohen stammen der Bombasten von Hohenhaim.

Was er zuo Saltzburg verlassen / findt sich im Inuentario. Zuo Augspurg hat er zwo truchen vol Bücher vnnd Klaineter (wie solches der Ehrnuest herr N. Kesselman / fürstlicher sylber Camerer zuo Saltzburg / so noch am leben / bezeuget) zuuerwaren geben. Er hat auch zuo Leuben vnd an andern orten in Kernten mehr güter zuobehalten gelassen / dahin dann die Testamentarij auff sein absterben geschriben / vnd dieselbigen gütter auffgefordert / vnd erheben lassen. Er habe aber gleich verlassen wie vil er wölle / so hat er allenthalben für sich vnnd seine diener an allen orthen gnuog gehabt / wie mir solches auch Oporinus gesagt hat / Waher er aber das gehabt / weisen seine Bücher auß / *de Tinctura Physicorum*, vnd vil andere mehr.

Dises Büchlin aber / liber herr Görg / hab ich euch auß guoter freundschafft darumb zuogeschriben / damit jhr vrsach haben mich in meinem schreiben zustraffen / wa ich jrr vnd vnrecht hab. So es aber die warheyt / wie es dann ist / das jr mir dessen kundtschafft geben. Vnd thue euch hiemit dem Herrn Christo mit fleiß beuelhen.

Datum Hagenaw den 12. Martij / 1574.

Michael Toxites D. C. W.

Vrkund der Statt Villach / von deß Theophrasti Paracelsi Vatters leben vnnd absterben.

WIr Richter / Raht / vnnd die gantz Gemain der Statt Villach / bekhennen mit disem brief offenbar / das der Erber / wolgelehrt / vnd berümmt Wilhelm Bombast von Hohenhaim / der Artzney Licenciat bey vns zu Villach als ain Inwoner bey zway vnnd dreissig Jar vngeuerlich gewohnt, vnd all die zeit seines wesens / wandl vnd leben gegen aller menigklich Erber / ehrlich vnd wol gehalten / Das wir umb der warheit willen / sein Erbar-

kheit / Ehrlichen vnd vnsträfflichen wandl zuverjehen / vnd zubekhennen schuldig sein. Jst auch verschinen vier vnd dreissigsten Jars / nach der wenigern Zal / gerait an vnser Lieben Frawen tag der gebürt / hie zuo Villach mit Todt abgangen / der Seel Gott der Allmechtig gnedig sey / Desselben Wilhelm Bombast / der Ehrnuest Hochgelert herr Theophrastus Bombast von Hohenhaim / baider Artzney Doctor / ain natürlicher Ehelicher Sohne vnd nächster Pluet Erb ist / vnd den allain vorbemelter Wilhelm Bombast für sein Ehelichen Sohn vnd nägsten Erben der in leben sey / gehalten vnnd gehabt / Das der herr Theophrastus Bombast sein angebürendt Erbschafften / Schulden / vnd ander sein verlassung / haab vnd guot / als sein Leiblicher Ehelicher Sun / vnd nägster Erb sol nach jhme vnd seinem absterben ersuchen / erfordern / einbringen vnnd empfahen / Alles vnnd jedes was das sey / wie es namen haben mag / an welchen orten vnd allen Enden es sey / gar niendert nichts außgeschlossen / Bey allen denen / darzuo er Wilhelm Bombast von Hohenhaim sein Eheleiblicher lieber Vatter Erblich vnd rechtlich Spruch vnd anforderung hat / Vnnd nachdem nach absterben gemelts Wilhelm Bombast von Hohenhaim / der vorgedacht Herr Theophrastus Bombast von Hohenhaim Doctor an vns gelangt vnd begert / seines Ehelichen Lieben Vatters absterben von disem zeitlichen Jamerthal jme ain Vrkhundt zugeben / Auff das zu offenbaren wissen vnd gantz volkhumen glauben seines Vaters todts abgang / Fürter Er nach seiner gelegenheit offtgemelts Wilhelm Bombasts von Hohenhaim seines lieben Vaters seligen verlassen Rechtlich Erbschafften / Schulden / vnd ander haab vnd gueter / auch ander enden da ers zuersuchen hab / als sein Eheleiblicher Sun / vnnd nägster Erb / vnd nun als sein Väterlich vnd anerstorben Erb mag ersuchen vnnd einbringen / Haben wir jme von billigkeit vnd zuobefürderung der warheit sein begeren nit verziehen / sondern gern widerfaren wöllen / Vnd darauff disen Brief zuo gantz glaubwürdigem Vrkhundt / Jhme geben / mit der Statt Villach anhangenden grössern Secrete besigelt / Der geben ist am Sonntag Jubilate / den zwelfften tag des Monats Maij / Nach Christi vnsers Heylands geburt im Fünffzehenhundert vnd Acht und dreyßigsten Jare.

TESTAMENTVM
THEOPHRASTI.

IN Gottes Namen Amen. Khund / wissen / vnnd offenbar sey allen vnd jeden / die dis gegenbürtig offen Instrument ansehen / lesen / oder hörn verlesen / das nach Christi unsers Lieben Herrn geburdt / Tausent / Fünffhundert / vnd im Ain vnd viertzigsten Jar / der vierzehenden Indiction / an sanct Matthens tag / des heyligen zwölffpotens / den Ain vnd zwaintzigsten des Monats Septembris / Mittags zeit / Als regieret der allerheyligist in Gott vatter vnnd herre / herr Paulus auß Göttlicher fürsehung der dritt Bapst / des namens / im sibenden jar / in mein offen Notarj / vnd hernachbenenter Zeugen / darzuo sonderlich ernordert vnd erpetten / gegenbürt ist persönlich erschinen d'Würdig Hochgelehrt herr Theophrastus von Hochenhaim / der Freyen Künst vnd Artzney Doctor / wiewol schwachs leibs / an ainem Raißpetl sitzendt / aber der vernunfft / Sinnen / vnd Gemüts gantz auffrichtig. Damit er dann ohn Testament vnd Ordnung seiner zeitlichen güter von diser welt nicht abschide / So hat derselb Doctor Theophrastus mit vernemblichen worten gantz freymütig / und auß rechtem wissen / von niemandts dahin bedrangt / sein benennig wesentlich gescheff vnd letsten willen dazumal bekhend / gethan vnd auffgericht / aller maß vnd form / wie hernach begriffen.

Von Erst beuilcht er sein Leben / sterben / vnd arme Seel / in schutz und schirm Gottes Allmechtigen / vnzweifflicher hoffnung / der Ewig Barmhertzig Gott / werde das bitter Leiden / Marter vnd Sterben seines Aingebornen Sohns vnsers Hailigmachers Jhesu Christi / an jme armseligen Menschen nicht lassen vnfruchtpar noch verloren sein / Dann sein begrebnuß hat jhme gedachter Doctor allhie zu sanct Sebastian ennthalb der Prukhen außerwehlt / Man soll jhne auch in der Pfarrkirchen / wie alt breuchig / mit Ersten / Sibendt / vnd Dreyßigsten besingen / vnd zuo allen dreyen Besingnussen / ainem jeden armen Menschen vor der Kirchen / auff die hand einen Pfenning geben / vnd verthailen lassen.

Zum andern / Maister Hansen Rappelpader alhie / hat er Sechs gulden verordnet.

Zum dritten / maister Andreen Wendl auch Burger vnd Balbierer zu Saltzburg / hat Er durchauß alle seine Ertzney vnnd

Kunstbücher / deßgleichen die Stichpflaster vnd anders was dann die Ertzney vngeuerlich berühret / vnnd zuo zeit seines absterbens in seiner gwaltsam gefunden vnd verhanden sein wirdet / geordent vnd verschafft / damit zehandeln / zethuon vnnd zelassen / als mit seinem frey ledigen guot.

Zum vierdten / Seinen nägstgesipten Freunden / so zuo den Ainsidln in Schweitz wonhafft sein sollen / Legiert vnd verordnet Zehen gulden in Müntz / doch wo sie in Jars frist nach verkhündigung seines absterbens / vnnd solchs Legats / dasselbig nit ersuchen wurden / So ist sein Testamentmachers beuelch vnd mainung / das es nachuolgendt vnter Arm Leuth außgethailt werde.

Zum Fünfften / Sonst zuo vnd in allen anderen seinen nachgelassnen haab vnnd Gütern / Instituirt / setzt vnd benennt Er in gemain zu seinen Erben / Arm / Elend / dürfftig Leuth / die dan kain Pfründt noch andere fürsehung haben / denen vnd vnter dieselben sollen nachbenennt seine Testamentarij solch vberpleibendt haab vnd guot / jhrer gwissen vnd guotbeduncken nach trewlichen verspenden vnnd außthailen / Auch darinnen weder gonst noch vngonst / Sonder allein die notturfft vnd gebrechen derselbigen Armen Personen ansehen / Man soll auch von solchen Gütern die Schulden / wo er ainiche verlassen wurde / bezalen vnd abrichten. Damit dann gegenbürtig sein Testament / wenn mergemelter Testierer / nach willen Gottes Allmechtigen seine täg beschlossen / zuo entlicher volziehung gebracht / verricht / vnnd würcklichen Exequiert werde / So hat Er dazumal zu seinen Testamentarien vnd geschäfftherrn erbetten / gesetzt / vnnd fürgenommen den Wolgelehrten / Achtbarn vnd fürnemen maister Georgn Teyssenperger / geschwornen Hoffprocuratorn / vnd Michaeln Setznagl / burger zu Saltzburg / welche denn baid zugegen gewesen / auff anzogens des Testierers bettlich anlangen / solche bürde vnd testamentliche Execution / willig an vnd auff sich genommen haben / Denselben Testamentarien sament vnd besonder / hat mehrgenanter Testierer vollmechtigen gewalt vnd macht geben / thuot das auch hiemit wissentlich in krafft diß offnen Instruments / sich nach seinem todt aller seiner verlaßner Güter / aigens gwalts zu vnterfahen / in verwahrnuß zebringen / auch alles vnd jedes nach vermög dis gegenbürtigen testaments / dauon zuuolziehen / daneben anders zehandlen / zethuon / vnd zelassen / was den Testamentarien / von rechts wegen oder guoten

gebrauch nach in solchem fall zuuerrichten zuosteht vnd gebürt / wie dann sein hoch vertrawen zuo jhn steht. Sie wissen vnd werden darinnen das best bedencken / handlen vnd fürnemen / Orndnet vnd schafft darauff ainem jeden derselben seiner Testamentarj / für seine mühe / vleiß vnd arbeit Zwelff gulden in Müntz / Das alles vnd jedes ist mehrgedachter Doctor Theophrastus Testament vnnd geschoffts ordnung gewesen / auch wöllen das es dermassen / oder doch wie ein Codicill / glaubs beuelch / oder aber *Legatum ad pias causas* soll bestand vnd fürgang haben / auff weg vnd form als wären all nottürfftig Punct vnd Clausulen zu disem villeicht von recht not vnd dienstlich hierinnen lauter außgedruckt vnd ermeldet / Bathe darauff mit aigem Mund / nachbenent Leuth vorbegriffner aller vnd jeder eingedenck vnd zeugen zesein / Daneben mich offen Notarj mit ersuchung meines ampts angelangt / ihme seinen Testamentarien / vnd andern wen dises betrifft / vber vorbeschribene / ains oder mehr offen Instrument zemachen vnd zegeben. Beschehen zuo Saltzburg in der behausung vnd Wiertshauß zum weissen Rossz genannt im Chay gelegen / vnnd im klainen Stübel daselbß / darinn diser zeit dickernanter Testamentmacher beherbergt gewesen / An Jar / Indiction / Tag / Stund / Monat / vnd Babsthum / wie oben begriffen. Vnd sind dabey gewesen / der Edel vest Melchior Späch Stattrichter zuom Hällein / auch die Erbern / beschaiden Andree Setznagl / Hans Mülberger / Ruprecht Strobl / Sebastian Groß / zuo offtbemelten Saltzburg / vnd Steffan Waginger zu Reichenthal Burgere / vnnd Clauß Frachmair / diser zeit des Testierers diener / Zeugen zu vorbemelten sachen sonderlich ernordert vnd erbetten.

Vnnd wann ich Hans Kalbßor ain beheyrather Clerickh Saltzburger Bistumbs / auß Kayserlichem gwalt offner Notari / bey vorbemelts Testaments vnd letsten willens ordnung / auch allem vnnd jedem anderm / wie hieoben verschriben / sampt vorbenennten Zeugen Persönlich zugegen gewesen bin / solches gesehen vnd gehört / hab darumben diß offen Instrument / durch ainen andern trewlichen geschriben / darüber gemacht / vnterschriben / vnd in dise Form bracht / auch mit meinem gwonlichen Namen vnnd Zaichen bezaichen / zuo vrkhund vnd glauben aller vorbegriffner / darumben ersucht vnnd sonderlich erbetten.

Inuentarium.

INuentarj vnd beschreybung / der haab vnd guetter / so der Würdig hochgelehrt herr Doctor Theophrastus vom Hohenhaim / der Freien künst vnnd Artzney Doctor / hie zu Saltzburg nach seinem absterben verlassen hat / Auff begern vnd anhalten der Wolgelehrten / Achtparen vnd fürnemen Maister Georgen Teyssenperger / Hoffprocurators / vnd Michaelen Setznagels Burgers daselbst zu Saltzburg / als ehegemelts Doctors Theophrasti auffgerichten Testaments / verordnet Geschefftherrn / Durch mich Hansen Kalbßorn offnen vnd derhalben berüfften Notarj / in derselben Testamentarj / vnd nachbenamten eruorderten Zeugen beysein auffgericht / beschehen / Laut also.

Erstlich auß zweyen Reitpulgen / so in einem trühel (welches ehgenant Testamentarj vor / vnd ich Notarj von Geystlicher Oberkhait wegen / nach absterben gedachts Doctors versecretirt / vnd dazumal allenthalben noch vnuermayligt / aigentlicher besichtigt / vnd gefunden haben) auff heut versperrt gelegen / ist beschriben worden.

Item Hungerischer gold gülden fünffzehen.

Mehr ein Saltzburgischer Ducaten.

Fünff güldin Ehrpfenning groß / vnd fünff klain / wegendt alle achthalb lot / vnd ein halbs quintlin.

Ein vergulter sylberin Jochimstaler / wigt andertalb lot / ein sechzehenthail.

Sechs Teutsch sylberin Ehrpfenning / klain und groß / wegendt alle nüendthalb lot.

In einem pentelin vier vnnd viertzig klain vnd groß sylberin Medeüen oder alt haidnisch pfenning / wegendt alle samen achzehendthalb lot.

Zween guldin Ring / ainer mit *Topazion*, vnd der ander mit einem geschmeltzten blawen Stain versetzt / wegen baide anderhalb lot / drey sechtzehentail.

Drey stuck / so man fuor gedügen oder waschgold gehalten / wegent miteinander fünff lot.

Aber ein Steuffel güldigs ärtz / wigt ein lot / ein quintl.

Ein güldin khetlin von Mülstainen / wigt 3. lot / anderhalb quintl.

Ein geschrauffte sylberine Kugel / an einem sylberin khettl / wigt acht lot vnd ein quintlin.

Ein sylberin eingesetzt Trinkgschirr / mit 9. Pechern / ist das oberst sampt dem vbirlügk vnnd vnterist knort / auch innen vnd aussen vergult / deßgleichen an dem ainen fuoß zerprochen / aber die drümer verhanden / wigt alles durcheinander vier marck / vnd trithalb lot.

Ein ander innen vnd aussen verguldt vberlügk / knort / sylberin Trinckgeschirr / auff dreyen apflen / wigt zwey vnd zwantzigthalb lot.

Ein sylberin außgestochen Khändel / mit vergulter klaidung / wigt zwo Marck / trey lot.

Ein sylberin Kölchel mit Löwenköpfflen / wigt achthalb lot / ein halb quintel.

Ein sylberin Schynnpecher / mit verguldten Raiflen / wigt 9. lot / zum theil gekrümbt oder zerprochen.

Zwey klaine sylberine verdeckte Ertzney püchsel / wegent vier lot / trei quintat vnd zwey sechzehen!eyl.

Ein klain sylberin gestochen Schälel / wigt 4. lot / ein sechzehen theyl.

Allerley klain pruchsilber / wigt anderhalb lot / zwey sechzehenteil.

Ein Coralln / gefaßt in vergült silber / wie ein schenckl geformbt / wigt anderhalb lot / trey sechzehen theil.

Fünff stück Ringkhürn / vnd ein Behaimischer raucher Ame ist alles vngefaßt.

Ein runde in silberin drät verfaßte Cristallen / wigt alles siben lot / vnnd ein halb quintl.

Ein ander runde vnd flache Cristalln / auch in silber gefaßt wigt zwey loth / vnd anderhalb quintel.

Mehr ein runde flache vngefaßte Cristalln.

In einem schwartzen liderin Säcklen drey zerprochne stuck von einer Cristalln.

Drei Stüffel praun ärtz.

In einem hültzin weissen püchsseln ein schon geformierter Handstain.

Aber in eim hültzin püchßeln / ein vnbekhanter stain in grünem Wachs verfaßt (Nota / die bildnüß ist in das Innentarj in wachs gedruckt.)

Ein roth alt samaten Goller mit schwartz kröpflin gefütert.
Ein äschenfarb damasten Leibrock / on Ermel.
Ein roth damascken Wappenrock mit ermeln.
Ein roth guot damaßcken Wameß.
Ein roth damaßcken Schläppl.
Ein rother damaßcken Peutl.
Ein schwartz alts damaßken schläppel.
Ein roth wullen Leibrock mit weissen kröpflen.
Ein schwartz halb burstater Rock / mit Fuchßwammen gefütert.
Ein schwartz Schamlotene Böhaimische Reütkappen.
Ein schwartz wullen Schläppl.
Ein schwartz parchaten Leibrock.
Ein liderin Gsäß vnd wameß.
Ein gantz wullen weiß par hosen.
Drey rote Schläppeln.
Ein schwartzer abgetragner Wappen reüt Rock / dabei ein Kappen / ist alles ainfach.
Ein schwartzer Barchanten Mantl.
Ein ganz liderin par Hosen.
Ein schamlotener Prustfleck.
Ein grawer parchaten wappen kittel.
Ein Mäderin Hauben.
Ein roth wullen par hosen.
Ein güldine gewundne schnuor vmb einen huot.
Drey hemet mit guldin schönen krägen.
Mehr drey Krainerische hemet mit knüpffter arbeit.
Noch ein abgetragen hemet.
Zway stückel Leinwat / halten 13. eln.
Ein eln weiß Augspurger parchat.
Ein Reüthamer / vnd ein eysene züntbüchsen.
Ein Messerle vnnd ein käppl in ainer schaid mit sylberin bschlächt.
In ainer schaid trey Behaimische Messer von Sandl.
Ein par Stiffel / Reütseck / vnd Sporn.
Ein schwartzer Reüthuot.
Ein geschmeltzter Tussäcken / ist vnbeschlagen.
Mehrgenants Doctor Theophrasti täglicher Wätschger / darinn zwen schlüssel gefunden / darbei hangt auch ein klain vnbeschlagen Prächsen.

Mehr bemelts Doctors silberin Puetschafft.

Ein Füttral von einer Ellendshaut / darbey ein Ellend klaw.

Ein pergamenten Kundtschafftbrieff / von der Statt Villach / von wegen absterben des Theophrasti vatter.

Concordiæ Bibliorum.

Biblia in Parua forma.

Nouum Testamentum.

Interpretationes Hieronymi ſuper Euang. in duobus libellis eiusdem formæ.

Ein getruckt / vnd siben geschribne Artzney Bücher / vnd sonst allerley ander collectur.

Mehr etliche vnnd allerley geschribne Collectur in *Theologia,* so Theophrastus soll concipirt haben.

Etliche Püchsel vnnd Scütel / darinn allerley Puluer / pflaster / Vnguent vnnd anders / der Artzney zugehörig.

In ainem alten Wätschger etliche runde flache Eysen mit leder beschlagen / wie dazumal geacht / zum wasserheben gehörig / darbei siben klaine eysene stängel.

Inn einem hohen sack allerley hültzen drähwerk / form vnnd Instrument / wie man das wasser heben soll.

So haben auch vermelt herrn Testamentarj damals angezaigt / wie das sie auff vnd zuo allerley nottürfftigen außgaben / gegen gebürlicher Rechnung verschiner zeit / noch in leben / vnnd auß beuelch Doctors Theophrasti / vber vnnd ausserhalb dem Gold / so hieoben Inuentiert / auß desselben Theophrasti güttern / Maister Andreen Wendl zuogestelt vnd geben haben. 16. Ducaten in Gold.

Beschehen vnd beschriben zu Saltzburg in mehrgenants Michaelen Setznagels gewohnlicher Herberg / an sanct Lucas tag / den 18. des Monats Octobris / Als man zelt von Christi vnsers lieben Herrn geburt / Tausent / fünffhundert / vnd im ain vnd viertzigsten Jar. / Vnd sind dabey gewesen die Erbern Maister Leonhard Sultzberger Goldschmid / Andres Wendel / vnd Rubrecht Strobl / all Burger zu mehrbestimbtem Saltzburg / als Zeugen zu vorbeschribner Inuentation erfordert / berüfft / vnd sonderlich erfordert.

Hans Kalbßor / auß Kaiserlicher gewalt offner vnd vorbeschribner Inuentation berüffter vnd requirirter Notarj / hat sich zuo vrkund vnd glauben aller vorbeschribner hie mit aigner hand vnterschriben.

Quittung Anwaldts des Apts zuo Ainsidlen.[1]

JCH Peter Weſſener / Gottshaußman des würdigen Gottshauß vnſer Lieben Frawen zuo den Ainſidlen / vnd als Anwald / Erſtlich des Hochwürdigen Fürſten vnd herrn / Ludwigen Abt bemelts Gottshauß / Bekenn mit diſer ſchrifft / wo die zuuernemen fürkompt / das ich von den Achtparn / Erbarn vnd Weiſen / Maiſter Georgen Theiſſenberger Hoffprucurator zu Saltzburg / vnd Michel Setznagl Burger daſelbſt / als Teſtamentarien des hochgelehrten herrn Doctor Theophraſti von Hohenhaim / (des Seel Gott gnedig ſey) entpfangen / vnnd zuo meinen ſichern handen gebracht / ain Silbern becher / ſo an Wieniſchen gewicht halt Lot 7. ain halbs / auff mainung (Nachdem ermelts Theophraſti Muotter ain Gottshauß-Fraw geweſt) vnnd derhalben Hochgedachten meinen G. F. vnd Herrn von allen vnd jeden ſeiner F. G. Gotshauß Leuthen / nach jrem abſterben haimfelt vnnd gebürt das beſt Roß oder Hauptvich / oder ſo er derſelbigen nit het das beſt vnter den Klaidern vnd Klaineten / wie dann ſein F. G. in angeregtem gwalt angezaigt / Sag derhalben als Anwaldt gedachtes meines G. herrn / Abt zu Ainſidel / ermelt herrn Teſtamentarien ſolches fahls halben / ſo ſein F. G. derhalben zuſuchen gehabt / quit ledig vnd loß / Alſo das hochgedachter mein gnediger Herr / oder niemand ander von ſeiner F. Gn. wegen / oder des ermelten Gottshauß halben / diſes oberzelten fals halben / in kainerlay weiß / weg / noch maß / nimer zuerſuchen haben / oder haben ſollen / weder in noch auſſer Rechtens / mit verzeihung aller behelff. Ich bekenn auch hiemit / wie oben / für mich ſelbſt / vnnd auch für alle Freund vnd Erben / ſo zuo gedachtem herrn D. Theophraſto / verlaſſung zuſprechen / vermain / oder vorhetten / das ich in namen wie oben / von obgenanten herrn Teſtamentarien / entpfangen vnnd bar eingenommen hab / Erſtlich zehen Florin / So ermelter herr Doctor / mein freundlicher lieber Vetter ſeinen nägſten Plutsfreunden Legiert vnnd verordnet hat / Sag auch gedachter Zehen Gulden obgemelte herren Teſtamentarios für mich / all mein mit Erben quitt ledig vnd loß / Vnd nachdem auch ich obgenannter Peter / weiter auff mein bittlich an-

---

[1] Vgl. 502 der Manuſkripte der Stiftsbibliothek: „Notata haec de Theophrasto Paracelso ex diversis collegit P. Mauritius Symian, Cœnobita Einsidlensis.“ Zuſammenſtellungen aus Vitiskius.

ſumen von ermelten herrn Teſtamentarijs für mich ſelbſt / vnnd auch innamen meiner mit Erben entpfangen / vnd bar eingenomen hab / vber oberzelt zehen Floren Legata noch Sechzehen Floren oder gulden *ex pia cauſa,* ſo von ermeltem herrn Doctor Theophraſto verlaſſungen herrieren / Daran ich dann ain gefelligs genügen habe / So ſag ich demnach für mich / all mein Erben / der obangeregten zehen gulden / vnd ſechzehen / ſo ich *ex pia cauſa* für mich ſelbſt / vnnd in namen meiner mit Erben empfangen habe / inn allermaß wie oben / vnd mit verzeihung aller Spruch / Recht / gerechtigkait vnd anforderung / ſo ich oder obgemelter herren Theophraſto ſeligen erben / zuo ſeinem hab vnd verlaſſungen zuohaben vermaint / vilermelt herrn Teſtamentarios / vnd wer derhalben quitierens nottürfftig iſt / quit ledig vnd loß / alſo vnd in der geſtallt / das weder ich / noch ainiger meiner miterben kain ſpruch noch anforderung / in oder vſſer Rechtens nit haben ſollen noch wöllen / mit verzeihung alles behelffs / Gib derhalben in namen wie oben / für mich / all mein miterben offtgedachten herren Teſtamentarijs diſe quittierung / gefertigt mit des wolgelehrten herrn Jeronimus Fürers / der zeit Procurator des Conſiſtorij allhie / aignen klainen Inſigel / darumm ich dann ermelten Jeronymum Fürer mit fleiß gepeten hab / doch jme / ſeinem Inſigl vnd Erben ohn ſchaden. Zeugen vmb gemelts Inſigel / ſind die erbern Mathias Schmeckhenpfrill / Subſtituten des Conſiſtorij daſelbſt / vnd Veit Bachſchwell Burger alhie. Datum Saltzburg den 8. Septemb. (verdruckt für Dezember) ſo iſt an vnſer lieben Frawen Empfengknuß / *Anno Domini* Tauſent / Fünffhundert / vnnd im ain vnd viertzigſten.

Epitaphium

PHILIPPI THEOPHRASTI PARACELSI, Philoſophi Germani excellentiſſimi, & vtriuſque medicinæ Doctoris incomparabilis: quod Salisburgi in noſocomio apud S. Sebaſtianum ad Templi murum erectum, lapidique inſculptum, ſuperiore Anno 73. vidi.

COnditur hic Philippus Theophraſtus, inſignis Medicinæ Doctor: qui dira illa vulnera, Lepram, Podagram, Hydropiſin, aliaque inſanabilia corporis contagia, mirifica arte ſuſtulit: ac bona ſua in pauperes diſtribuenda, collocandaque honorauit. Anno M. D. XXXXI. die XXIIII. Septembris vitam cum morta mutauit.

FINIS.

Inhaltsverzeichnis.



Verzeichnis der Illustrationen.



19


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07224 3556